

Rudolph

Das

Haus zur goldenen Rose.

Roman

von

Ernst Pasqué.

Erster Band.

Berlin, 1874.
Druck und Verlag von Otto Janke.

Inhalt des ersten Bandes.

Erstes Capitel.

Bei einem Wirthe wundermild.

Wie ein breites weiß=graues Band zieht sich die große Heerstraße durch die buntbestandenen Felder, an einem Ende durch eine Biegung gleichsam aus den sie einsäumenden Obstbäumen hervortretend, um am andern einen düstern Tannenwald in grader Linie zu durchschneiden und endlich in duftiger Ferne dem Auge zu entschwinden. Eine Kette bewaldeter Berge begrenzt in geringer Entfernung die Straße, während auf der andern Seite eine weite fruchtbare Eebne sich aus=dehnt, deren Obstpflanzungen, anfänglich vereinzelt, in der Ferne eine förmliche Waldung zu bilden scheinen und dadurch eine weitere Aussicht auf das Land ver=

hindern. Einsam ist die große Straße, trotz des hellen sonnigen Tages. Die Zeiten sind vorbei, wo die riesigen Frachtwagen, diese weißen Segler des Landes, ihre Güter von Süd nach Nord und umgekehrt führten. Kein Achtspänner zieht mehr wie früher langsam dem Walde, der großen Hauptstadt der Provinz entgegen; kein Posthorn unterbricht die Stille der weiten Landschaft; in der Ebene führt der Dampf Güter und Reisende mit Windesschnelle ihrem jeweiligen Ziele zu. Die Landstraße hat ihre Bedeutung verloren; die ehemals so gesuchte muß sich mit einfachen Bauerwagen, etwelchen Handwerksburschen, denen die Kreuzer zur Bahnfahrt fehlen, dem täglich von Ort zu Ort ziehenden Landbriefträger und einigen seltenen, den besseren Ständen angehörenden Fußgängern begnügen.

Ohngefähr in der Mitte der oben angedeuteten langen Strecke der Straße erhebt sich jenseits des Grabens und auf der Höhe der grünen Böschung ein alter bemooster Grenzstein, den ehemals wohl eine Inschrift und ein Wappen geziert haben mögen, die

aber schon längst unkenntlich geworden. Ein mächtiger Apfelbaum, dessen grüne Krone zahlreiche rothbäckige Früchte zieren, beschattet den Ort und gestaltet ihn dadurch zu einem natürlichen und einladenden Ruheplatz, als welcher er auch in diesem Augenblick von einem Fußreisenden benutzt wird. Auf dem grünen Rain liegt der Mann, lang ausgestreckt auf dem Rücken, die Hände unter dem Kopfe und den breiten, zerknitterten Filzhut über das Gesicht geschoben, wohl um den Fliegen und Mücken zu verwehren, ihn in seiner Ruhe zu stören. Die nichts weniger als sauberen, dafür defecten Sommerbeinkleider, der abgeschabte, schwarze Rock, dessen Stoff man kaum noch als Sammet erkennen kann, das ehemals rothe, jetzt fast braune Seidentuch, welches strickartig und locker den Hals umschlingt, besonders aber das Schuhwerk, sagen auf den ersten Blick, daß der Ruhende auf keinen Fall dem ehrsamen Stande der Handwerker angehört. Die Stiefel müssen von gelbem Wildleder sein, denn nur die Füße sind geschwärzt, während die gelben Schaften lang unter den Beinkleidern hervorschauen. Auch be=

findet sich weder ein Ranzen noch ein Bündel neben dem Manne, sondern nur ein derber Spazierstock mit einer geschnitzten Krücke von Knochen oder Elfenbein. Regungslos liegt er da und scheint zu schlafen. Doch nein! unter dem Hute und durch die tiefen Schatten, welche das Gesicht decken, blitzen ein Paar Augen wie kleine glühende Kohlen hervor. Der sonderbare Reisende schläft nicht, er träumt wohl nur mit offenen Augen.

Die Straße ist still und menschenleer, wie das weite Feld ringsum. Doch nun taucht in der Ferne, bei der Biegung, ein Fußgänger auf. Rüstigen Schrittes und den Stock im Takt schwingend, kommt er näher. Er trägt eine weite, graue Blouse, von einem Schnitt, der hier zu Lande nicht gebräuchlich ist, und eine dunkle breite Beutelkappe, die mit ihrer Quaste tief in den Nacken niederhängt. Auch dieser Reisende hat weder Ranzen noch Bündel, doch blickt er mit hellem Auge keck in die Welt hinein. Er mag etwa dreißig Jahre zählen, und sein Gesicht, von einem schwarzen Vollbart umgeben, der sich mit dem

dichten Lockenhaar, das unter der Kappe hervortritt, vereinigt, würde schön zu nennen sein, wenn es eine lebensfrischere Farbe hätte, wenn Bart und Haar nicht so wirr und ungepflegt sich zeigten.

Plötzlich hemmt der Reisende in der Blouse seinen Schritt. Er ist bei dem schattigen Apfelbaum, dem verfallenen Grenzstein angekommen und erblickt nun den seltsamen im Grase liegenden Gesellen. Einen Augenblick schaut er den Schläfer, der immer noch keine Bewegung macht, dessen Augen aber wie früher offen sind, durchdringend an, dann ruft er mit lauter Stimme und in einer Weise, als ob er wohl wisse, daß der Andere nicht schlafe:

„He, Kamerad, wie weit ist es noch bis zur nächsten Station?“

Anfänglich erfolgte keine Antwort. Dann aber, und ohne daß der Ruhende seine Lage veränderte oder auch nur eine Bewegung machte, klang es mit schnarrender Stimme und in karrikirt pathetischer Weise unter dem Hut hervor:

„Sage mir, wer Du bist und ich werde wissen,

ob Deine Anrede die richtige war; nenne mir Deine Station und ich werde sehen, ob ich Dir antworten kann."

„Haha!" lachte der Andere. „Wie es scheint, muß man bei Dir streng logisch zu Werke gehen! Mir auch recht, also merke auf! Ich bin in diesem Augenblick, was Du zu sein scheinst: ein simpler Fußreisender und wohl auch wie Du, kein Millionär, — der müde vom Marsch gleich Dir sich ausruhen und stärken möchte. Ferner bin ich gewohnt, auf eine anständige Frage eine anständige Antwort zu erhalten, eine Gefälligkeit mit Dank, Grobheiten aber mit meiner Faust oder mit meinem Knittel zu vergelten. Verstanden?"

„Sehr wohl!" schnarrte es mit gleichem Ton wie früher. „Sollst nach Gebühr bedient werden. Willst Du nur ruhen und Dich laben, so ist Deine Station hier — denn bis zu irgend einem Wirthshause würdest Du noch weit zu laufen haben. Dort hängen Aepfel, greif zu! Hier ist ein grünes Lager, strecke Dich darauf nieder und die Mutter Erde wird

Dich kräftigen, wenn Du auch kein Riese Antäus, doch dafür auch kein Herkules bist, dem nur die Aepfel der Hesperiden genügen können."

Der Blousenmann lachte hell auf, dann pflückte er mit kühnem Griff mehrere der rothwangigen Aepfel, die über seinem Haupte hingen, biß hinein und warf sich dann, ohne langes Besinnen auf die grüne Böschung nieder. Die Kappe nahm er ab, wischte sich mit einem Tuch den Schweiß von der Stirne und ohne sich nach seinem Gefährten umzusehen, doch immerfort essend, sprach er weiter:

„Und jetzt, Kamerad — denn Kameraden sind wir nun einmal durch die Macht des Zufalls und der Logik — laß Dein magister= oder komödiantenhaftes Reden bei Seite und sprich — wenn dies überhaupt möglich — wie Dir der Schnabel gewachsen ist."

„Also nackte Prosa der Landstraße verlangst Du als Begleitung zu Deiner verbotenen Frucht? Der Feldhüter könnte sie leicht in Action setzen! — Oder soll ich Dir etwa ein Wiegenliedchen dazu singen, wie es der alte Wolff mich gelehrt?

„Bei einem Wirthe wundermild,
Da war ich jüngst zu Gaste;
Ein goldner Apfel war sein Schild
An einem langen Aste." —

Der in der Blouse hörte bei dem, mit tiefer heiserer Stimme, doch mit geläufigem Ausdruck gesungenen Liede auf zu essen und starrte seinen Nebenmann förmlich an. Dieser hatte den alten Filzhut von seinem Gesicht abgeschüttelt und lag nun da halberhoben, den Kopf in die Hand gestützt und die funkelnden Augen auf seinen Kameraden gerichtet, während ein merklicher Zug von Spott die schmalen Lippen umspielte.

Es war ein Mann, der sicher fünfzig Jahre zählen mochte, mit einem Gesicht, dessen verwitterte Züge und fahle Farbe etwas Abstoßendes gehabt hätten, wenn es in diesem Augenblick nicht mit einer unverkennbaren lustigen Ueberlegenheit auf den Staunenden ihm zur Seite gerichtet gewesen wäre.

„Wie sagtest Du, der alte Wolff hat Dich das Lied gelehrt?" sprach endlich der Mann mit der Blouse.

„Allerdings, und gut! Denn heute hab ich's noch

nicht vergessen — obgleich ich seit meiner Knabenzeit manche — ja zahllose Verse, schlechte, doch auch gute, mir in meinen Hirnkasten prägen mußte."

„Der alte Wolff, an der Bürgerschule zu H.?"

„Dem Stalle, dem so manches räudige Schaf entsprungen."

„Doch — der war auch mein Lehrer und lehrte mich das Lied vom Apfelbaum, welches ich seit meinen Knabenjahren nicht mehr gesungen und dennoch nicht vergessen!

„Ich fand ein Bett zu süßer Ruh
Auf weichen grünen Matten;
Der Wirth, der deckte selbst mich zu
Mit seinem kühlen Schatten." —

„Bravo! Nur hast Du ein paar Strophen übersprungen. Soll ich Dir sie hersagen?"

„Später! Erkläre mir lieber, wie es möglich sein kann, daß der alte Wolff uns Beiden — Du scheinst mir ein paar Jährchen älter zu sein als ich — das Lied gelehrt?"

„Haha!" lachte der Andere. „Nichts ist leichter und erklärt sich natürlicher als dies! Ich habe mein

halbes Jahrhundert auf dem Rücken und als ich, ein Knabe, die Bürgerschule besuchte, war der alte Wolff so alt, als ich es jetzt bin, doch hatte er einen würdigen Erben seines Namens und wie es scheint auch seiner nichtswürdigen Methode, der nach dem Tode des Alten das Geschäft fortsetzte und als geborener „alter Wolff“ Dir, dem Jüngeren, die vier Species, die Grammatik und Alles, was drum und dranhängt, eingebläut haben wird.“

„So wird es sein,“ sprach sinnend Der in der Blouse, „denn ich zähle jetzt neunundzwanzig Jahre. Wir sind demnach Schulkameraden.“ —

„Entfernte.“ —

„Auf alle Fälle Landsleute, denn da Du als Knabe die Schule in H. besuchtest, so mußt Du von dort daheim sein.“

„Ein richtiger Schluß.“

„Wie heißest Du?“

„Und Du?“ klang es rasch und keck als Antwort.

Der Mann in der Blouse erröthete. Einen Augen=

blick schaute er schweigend und beschämt vor sich nieder, dann sprach er langsam:

„Mein Name wird Dir wohl ebenso unbekannt sein als meine Person. Ich heiße — Jean Meunier und habe meine Vaterstadt vor etwa fünfzehn Jahren verlassen und seit jener Zeit nicht wiedergesehen.“

„Ich will Dir glauben, obgleich ich's nicht nöthig hätte,“ entgegnete der Andere mit dem früheren spöttischen Ausdruck seines fahlen Gesichtes. „Der Name klingt mir nicht heimisch genug. Oder hast Du vielleicht den Hans sammt dem Müller aus irgend welcher Ursache in's Französische übersetzt?“

„Man nannte mich in meiner Jugend allerdings Hans, doch seit ich H. verlassen, lebte ich in Frankreich — in Paris — und da ist denn auf die natürlichste Weise von der Welt aus dem Hans ein Jean geworden. Doch heimgekehrt, will ich den bisherigen Namen behalten. Das merke Dir ein für allemal!“

Leise und wie für sich hatte er diese Rede begonnen, doch bei den letzten Worten blitzte sein Auge auf und so finster drohend in das Antlitz des älteren

Gefährten, daß dieser eine beschwichtigende Geberde machte und sagte:

„Wozu der Lärm? Hans oder Jean, mir gleichviel! Ich nenne Dich Monsieur Jean oder Jean de Paris, wenn Dir dies noch besser behagen sollte, denn ich ahne, daß wir noch oft zusammen treffen werden. Du kehrst wohl jetzt nach H. zurück?“

„Allerdings! Und Du?“

„Richtig! An mir ist es nun zu berichten und ich werde Dir mit gleicher Münze heimzahlen. Merke auf! Franz Wilden heißt die Canaille und mein Name ist bekannt, so weit die deutsche Zunge klingt, weshalb Du als Halbfranzose ihn nie gehört haben wirst. Gleich Dir schüttelte ich, doch früher als Du den Staub meiner undankbaren Vaterstadt von den Füßen, wanderte in die Welt hinaus und wurde, nach allerlei Irrfahrten — Künstler. Keiner deutschen Bühne und war sie noch so klein, blieb meine Bekanntschaft erspart, — nur eine einzige sparte ich mir auf bis zuletzt: die meiner Vaterstadt. Als gereifter Mann will ich sie nun mit meiner Gegenwart be-

glücken und mit offenen Armen wird die Mutter ihren heimgekehrten, berühmten Sohn empfangen, huldigend ihm darbringen — wenn auch nicht die Schlüssel ihrer Thore, — doch was er im reichsten Maße verdient: Lorbeern und eine brillante Gage."

Meunier lächelte, anfänglich mitleidig, dann aber ohne Nebengedanken, denn der alte Schauspieler sprach seine hochtrabenden, zuversichtlichen Worte in so ironischer Weise, daß seinem Zuhörer kein Zweifel bleiben konnte, wie er sie im Grunde gemeint.

„Du bist wohl für den nächsten Winter bei der Bühne in H. engagirt?"

„Bewahre! Franz Wilden engagirt sich nie vorher. Er kommt, gastirt, wird fetirt und bleibt, oder — geht. So hielt ich's bei allen Stadttheatern; den Hofbühnen blieb ich aus Grundsatz fern: Ich kann nicht Fürstendiener sein! Doch was suchst Du in H.?"

„Arbeit."

„Sonderbarer Schwärmer! Und welch ein Metier

treibst Du, bist doch hoffentlich kein Gevatter Schneider oder Handschuhmacher?"

Eine kleine Pause, dann klang es in ernstem Tone: „Ich habe kein Handwerk gelernt, doch ein paar tüchtige Fäuste und den festen Willen zu arbeiten, die verlorene Zeit wieder einzubringen. H. ist eine große Stadt und es wird mir schon gelingen, irgend eine Beschäftigung zu finden."

„Ich werde Dich als lebendige Clausel in meinen Contract setzen lassen. Du kannst als Malergehülfe oder Lampist engagirt werden, wenn Du es nicht vorziehen solltest, Dein Glück auf den Brettern selbst zu versuchen, in welchem Falle Du an mir einen treuen Mentor und Freund finden würdest."

„Danke für Beides," entgegnete Meunier trocken. „Ein solches Leben behagt mir nicht. Ich sehne mich nach einer geregelten Thätigkeit, die den ganzen Mann in Anspruch nimmt. — Doch die Zeit vergeht, ich möchte heute noch nach H. und wiederhole deshalb meine erste Frage: Wie weit ist es noch bis zur nächsten Station?"

„Ah! Die Eisenbahn-Station meintest Du?! Das hättest Du gleich sagen sollen, dann könntest Du jetzt schon in H. sein. Nun mußt Du warten, bis der nächste Zug in Ilberg eintrifft. Durch den Wald geht der Weg, in einer guten Stunde kannst Du dort sein und etwa in gleicher Zeit wird Dich dann die Bahn nach H. bringen. Geh, Max — nein, Meunier, ich halte Dich nicht mehr! — Geh!"

„So war es nicht gemeint, Kamerad. Ich denke, wir ziehen zusammen weiter und in die Heimath ein."

„Hat der Kerl Geld in der Tasche und läuft zu Fuß!" brummte der alte Schauspieler vor sich hin und nahm zugleich seine frühere bequemere Lage wieder ein. Dann fuhr er in seiner ironisch-pathetischen Weise fort: „Das wandelbare Glück hat mich verlassen, ich habe weder die nöthigen Fonds zur Fahrt noch für die miserabelste Herberge." Und sich auf die Tasche schlagend, setzte er hinzu: „Hier ist die Stelle, wo ich sterblich bin. Doch mitleidiger wie die Menschen, diese heuchlerische Krokodillenbrut, wird mir der Apfel-

baum ein Nachtlager und morgen auch ein Frühstück geben. Dann geht's nach H., wo mich ein Engagement, Gold, Austern und Champagner erwarten. Gute Nacht! Doria!"

„Sei doch vernünftig, großer Mime!" rief Meunier lachend, „und bis Du Austern und Champagner schlürfest, theile mit mir das Wenige, was ich besitze. Es ist nicht viel, doch genug, um uns in Ilberg bei einer Flasche Wein die Zeit bis zur Ankunft des Zuges zu vertreiben, die Fahrt bis H. für uns Beide und auch ein Nachtlager daselbst zu bestreiten. Ich bin zu Fuß gelaufen bis hierher, um nicht allzu unwürdig in meine Vaterstadt einzuziehen und freue mich, wenn meine Enthaltsamkeit nunmehr auch noch einem Landsmanne, dazu einem so hochberühmten, zu Gute kommt."

Der Andere war bereits vom Boden aufgesprungen. Er schüttelte seine hinaufgerutschten Beinkleider, daß sie niederfallend mitleidig die gelbledernen Ritterstiefel bedeckten, dann schwang er den Spazierstock und rief:

„Top! Ich folge Dir, Meunier und ging' es zur Hölle. Doch komm, jeder Augenblick ist kostbar! Der Sect kann bekanntlich das Warten nicht vertragen."

„Halt! Sollen wir ohne Abschied, ohne Dank von dem wundermilden Wirthe scheiden, der uns gelabt und gestärkt? Frisch, Kamerad, das Lied angestimmt —"

„Welches uns die beiden alten Wölfe vor langen Jahren gelehrt und das uns jetzt zusammengeführt."

Und beide Männer sangen:

„— Nun fragt' ich nach der Schuldigkeit,
Da schüttelt er den Wipfel.
Gesegnet sei er allezeit
Von der Wurzel bis zum Gipfel!"

Dann schritten sie rüstig weiter, dem schattigen Tannenwalde, der Eisenbahnstation Ilberg zu.

Zweites Capitel.

Der Einzug in die Heimath.

Im Wirthshause der Station Ilberg saßen die beiden neuen Kameraden und erwarteten trinkend und plaudernd den nächsten Zug, der sie nach H. bringen sollte. Der Wein wurde ihnen in großen Gläsern gereicht und mit einer wahren Gier leerte der alte Schauspieler sein erstes Glas. Hier legte er den etwas forcirten, komödiantenhaften Ton ab und gestand seinem Gefährten mit trockenen Worten, daß seit langer Zeit kein Tropfen Wein über seine Lippen gekommen, denn das Unglück habe ihn in den letzten Jahren in wahrhaft grausamer Weise verfolgt. Auch sei es ihm nicht mehr möglich geworden, sich in irgend welche stabilen

Verhältnisse zu fügen und deshalb habe er immerfort wandern und darben müssen. Seinen eigenen Fehlern legte er dies nicht zur Last, sondern schob Alles auf die Kabalen seiner Collegen, die tyrannische Engherzigkeit der Directoren. Ruhig hörte Meunier diese Aeußerungen mit an, ohne ihnen jedoch in ihrem ganzen Umfange Glauben beizumessen. Er konnte sich indessen eines Mitgefühls für den armen alten Vagabunden nicht entwehren, dessen baldigen Untergang er voraussah, wenn er auf dem betretenen Wege nicht bald umkehren würde. Er verhehlte dies nicht, und mit verächtlichem Ton erwiderte der Komödiant, daß es ihm vollständig gleich sei, ob heute oder morgen der Satan ihn hole. H. habe ja ein Spital und sollte es ihm nicht beschieden sein auf einem Strohsack zu sterben, so genüge ihm eine Straßenecke, oder — das nasse Bett des Flusses.

Meunier, der eben trinken wollte, setzte bei dieser Rede sein Glas nieder; er empfand einen Schauder, der langsam seinen ganzen Körper überrieselte und

eine innere Stimme, auf die zu hören er sich fast entwöhnt, schien ihm zu sagen: Das würde auch Dein Loos, dein Ende gewesen sein, wenn Du nicht zu rechter Zeit, vielleicht im letzten entscheidenden Augenblick umgekehrt wärest.

Die Zähne biß der junge Mann aufeinander, sein Auge blitzte in trotziger Entschlossenheit und die Hand hätte das Glas, welches sie hielt, bald zerdrückt. Da rief der Schauspieler plötzlich mit anderm, wildlustigem Ton, dabei seinen Kameraden mit den kleinen glühenden Augen herausfordernd anschauend:

„Weg mit solchen Gedanken! Das Glück wird uns wieder lächeln, ich will es keck herausfordern — zum letzten Mal — und dem Kühnen wird es hold sein! Angestoßen, Kamerad! In H. vollend' ich's; es führt kein anderer Weg nach Küßnacht!"

Zugleich hatte er das neugefüllte Glas erhoben und Meunier entgegengehalten. Dieser stieß kräftig an und sagte:

„Wir scheinen Beide gleichem Ziele zuzustreben, nur auf verschiedenen Wegen. Möge der heilige Boden

der Heimath unserem Vorhaben günstig sein. Ich trinke auf Dein Glück!"

„Und ich auf das Deinige!"

In diesem Augenblick ertönte die Glocke der Eisenbahn. Auf einen Zug leerte Wilden sein Glas, dann eilte er dem Freunde nach, und bald standen beide Männer auf dem Perron der Station vor dem haltenden Zug.

Der Conducteur öffnete ein Coupé dritter Classe. Jetzt erst schien er sich die beiden Reisenden etwas näher anzusehen und stutzte, denn des Komödianten herabgekommenes Aeußere hatte etwas Verdächtiges. Doch es war zu spät den beiden Männern einen andern Platz anzuweisen. Schon stiegen sie ein.

In dem engen Coupé saßen nur zwei Personen, eine ältere Frau in bürgerlicher Kleidung und ein jüngeres Mädchen, welche beim Eintritt der beiden Männer, wenn auch nicht gerade ängstlich doch mit unverkennbarer Scheu auf ihrem Sitz zurückrückten. Auf der Bank, ihnen gegenüber, ließen sich Wilden und Meunier nieder. Der Conducteur nahm die Billette der Neu=

eingestiegenen in Empfang, die Locomotive ließ ihren schrillen Pfiff hören und der Zug brauste davon.

Die beiden Männer, durch den genossenen Wein erregt, hatten bis zum Einsteigen laut und lustig geplaudert, jetzt verstummten sie, gleichsam eingeschüchtert durch die ihnen gegenübersitzenden Frauen. Die Dämmerung war gekommen, doch in dem Coupé immer noch hell genug, um einander sehen und erkennen zu können. Die Frau mochte wohl etwas weniger als fünfzig Jahre zählen und mußte einst hübsch gewesen sein; die Züge waren regelmäßig, doch ohne Farbe, wodurch das Gesicht einen leidenden Anstrich erhielt. Dahingegen leuchtete ihre jüngere Begleiterin in aller Jugendfrische und seltener Schöne. Den leichten Mantel hatte sie abgeworfen und das enganliegende Kleid ließ die schönen vollen Formen eines jugendlichen Körpers sehen. Das runde Gesichtchen strahlte in den frischesten Farben und zwei große Augen glänzten hell daraus hervor. Das volle Haar, dessen prächtiges Blond trotz der Dämmerung deutlich zu erkennen war, fiel in reichen Locken tief in den Nacken nieder

und gab dem Kopfe etwas imponirend Vornehmes. Die Kleidung der Beiden war einfach, bürgerlich. Sie mußten weit herkommen, denn allerlei kleines Gepäck, wie man es bei einer größeren Reise braucht, lag neben und über ihnen auf dem Querbrette aufgestapelt.

Die Erscheinung der beiden weiblichen Reisenden, mit welchen Meunier und der alte Schauspieler so plötzlich in Berührung gekommen, mußte auf letztere einen mehr als gewöhnlichen Eindruck gemacht haben, denn die vorhin noch so Redseligen waren vollständig verstummt und wohl nur damit beschäftigt, ihre Gegenüber, ohne Aufsehen zu erregen, so aufmerksam als möglich zu betrachten. Meunier, der dem jungen Mädchen am nächsten saß, vermochte kein Auge von der lieblichen Erscheinung abzuwenden, er fühlte sein Herz stärker pochen. Unwillkürlich nahm er die unschöne französische Beutelkappe ab und fuhr mit der Hand durch sein wirres dunkles Lockenhaar, um dasselbe etwas in Ordnung zu bringen. Endlich aber mußte er fühlen, daß sein Anstarren der jungen Schönen dennoch auffallen und unbehaglich werden könne, denn

er wandte sich mit einer gleichgültigen Frage an seinen Begleiter, der in der Ecke saß. Doch keine Antwort wurde ihm. Der Schauspieler saß genau da, wie er am Nachmittag unter dem Apfelbaum im Grase gelegen: die langen hageren Beine weit ausgestreckt und den zerknitterten Filzhut über das Gesicht geschoben. Seine Züge würde man nicht erkannt haben, selbst wenn die Ecke nicht vollständig im Dunkel gelegen. Er mußte schlafen. Dies sagte sich Meunier, und langsam wandte er das Gesicht von seinem Gefährten ab und unwillkürlich wieder nach seiner jungen, so hübschen Mitreisenden hin.

Die beiden Frauen flüsterten leise zusammen. Meunier glaubte noch das Wort „Mutter" zu vernehmen, dann hörte das leise Gespräch plötzlich auf, denn die Jüngere sah den Blick des Fremden wieder wie vorhin auf sich gerichtet. Der junge Mann legte sich nun auch auf seinen Sitz zurück, um, wenn auch nicht wie sein Gefährte zu schlafen, doch seinen Gedanken nachzuhängen, zu träumen.

Hätte er jedoch seinen Kameraden unbemerkt be-

obachten können, so würde er gefunden haben, daß sein Glaube, Jener schlafe, ein irriger gewesen. Wie am Nachmittage funkelten die kleinen glühenden Augen des Schauspielers unter dem Filzhut hervor und immerfort nach der Seite hin wo die beiden Frauen saßen. Doch von dem Mädchen schweiften die verstohlenen Blicke nach der älteren Frau mit dem bleichen Gesichte und hier blieben sie haften, um, wenn verscheucht, immer wieder dorthin zurückzukehren. Auch er fühlte sein altes Herz stärker und ungewöhnlich pochen, sogar wie das Blut ihm aus den Wangen wich und endlich ein leichtes fieberartiges Zittern seinen Körper schüttelte. Wieder wandte Meunier, die unbehagliche Stille zu unterbrechen, sich mit einer Frage an ihn, doch abermals erfolgte keine Antwort. Wilden hatte die Augen geschlossen, er schien noch immer zu schlafen.

Eine halbe Stunde mochte also vergangen sein, die Nacht war gekommen und die Hauptstation wohl nicht mehr fern. Da sprach die Frau plötzlich, den beiden Reisenden vernehmlich und erregt:

„Dort ist die Mühle, Hanna, ich habe sie wieder

erkannt! und in wenigen Minuten werden wir daheim und bei dem Vater sein! Es wird Zeit unsere Sachen zusammenzupacken."

„Ach, wie freue ich mich auf unser Wiedersehen, Mutter!" flüsterte das junge Mädchen mit einem Ton, den eine Freudenthräne zu durchzittern schien. Zugleich schickte sie sich an die verschiedenen kleinen Gepäckstücke, welche auf dem Querbrett lagen, herunter zu langen.

Bei den Worten der Frau hatte der schlafende Schauspieler in seiner Ecke eine so gewaltsame Bewegung gemacht, daß dies seinem Gefährten hätte auffallen müssen, wenn die Gedanken des Letzteren nicht durch das Thun des jungen Mädchens vollständig in Anspruch genommen worden wären. Rasch hatte er sich erhoben und ohne ein Wort zu wagen, holte er die Gepäckstücke herab und reichte sie seiner Nachbarin.

„Ich danke Ihnen, mein Herr!" sagte das Mädchen freundlich und unbefangen, dann begannen beide Frauen sich zum Aussteigen fertig zu machen.

Die Lichter zu beiden Seiten der Bahn waren

immer zahlreicher geworden, jetzt ertönte das Haltesignal der Locomotive. Das Rasseln der Wagen wurde schärfer und in den hell erleuchteten Bahnhof fuhr der Zug ein. Die Hauptstation H. war erreicht.

Auf dem Perron standen zahlreiche Gruppen von Personen, theils Neugierige, theils solche, welche Reisende erwarteten. Die Waggons leerten sich rasch. Wilden und Meunier traten bei Seite, um den beiden Frauen Platz zu lassen, als plötzlich das junge Mädchen einen hellen Freudenschrei ausstieß: „Der Vater!" rief sie und im folgenden Augenblick hing sie an dem Halse eines hochgewachsenen, breitschulterigen Mannes, der sie sichtlich bewegt an seine Brust drückte und küßte. Nun begrüßte er in gleich herzlicher Weise die Frau.

Wilden hielt die Hand seines Kameraden krampfhaft gefaßt. — „Ich muß wissen wer sie sind, wo sie wohnen!" raunte er seinem Begleiter zu, der wohl Gleiches dachte, doch nicht auszusprechen wagte und stumm, etwas abseits, beobachteten Beide die kleine Familie.

Der helle Freudenruf hatte auch die Aufmerksamkeit

anderer Personen erregt. In der Nähe standen plaudernd mehrere Herren. Ein Officier wandte den Kopf, einen Augenblick schaute er überrascht auf das junge Mädchen, welches von dem nahen Gaslicht hell beleuchtet wurde; dann trat er rasch und seinen Schleppsäbel auf dem Cementpflaster des Perrons klirren lassend, auf den älteren Herrn zu, grüßte die Frauen durch eine leichte Verbeugung und sagte:

„Ah, die Familie ist also angekommen, Herr Eder! Freue mich unendlich der Erste zu sein, der sie in dem neuen Heim begrüßen darf. Fräulein Tochter ist natürlich auch bei der Bühne? Herrliche, überraschend schöne Erscheinung, eine geborene Maria, auf Ehre!"

„Sie irren, Herr Lieutenant," entgegnete der Angeredete mit tiefer volltönender Stimme und ziemlich ernst. „Nur ich allein gehöre dem Theater an. Doch verzeihen Sie," fügte er rasch hinzu, als der Officier Miene machte das Gespräch fortsetzen zu wollen, „wir müssen eilen, nach dem Gepäck sehen, welches dort ausgeladen wird. Guten Abend Herr van der Meulen."

Eine Verbeugung, dann zog er Frau und Tochter in der Richtung nach dem Gepäckwagen fort und dem galanten Officier blieb Nichts weiter übrig, als den Abschied in gleicher Weise zu erwidern. Doch nahm sein Gesicht dabei einen spöttischen Ausdruck an, wie auch das Neigen des Kopfes kaum bemerklich war. Dafür aber blitzten die dunkeln Augen dem jungen, leicht davon eilenden Mädchen eine ganze Weile nach, als ob sie hätten sagen wollen: Wir werden uns schon wiederfinden!

Auf die beiden stummen, im Schatten stehenden Beobachter mußte diese kleine Scene einen ganz ungewöhnlichen Eindruck gemacht haben. — „Ein Schauspieler!“ flüsterte Wilden mit leisem heiseren Ton, dann ließ er wie erleichtert die Hand seines Freundes fahren. Daß das Mädchen keine Schauspielerin sei, mußte Meunier dagegen angenehm berühren, schon wollte er dieser Empfindung durch einige Worte Ausdruck geben, als er plötzlich zusammenfahrend einen unterdrückten Aufschrei hören ließ. Der Vater des

Mädchens hatte soeben den Namen des Officiers ausgesprochen.

„Was fehlt Dir?“ fragte Wilden überrascht.

„Nichts!“ flüsterte der Andere. „Wir wollen gehen, denn wir wissen ja wo sie sind und wo sie zu finden sein dürften.“

„Ganz richtig! Komm!“

Und Beide schritten langsam dem Ausgang des Perrons zu. Sie betraten die Straße in demselben Augenblick, als ein Fiaker die drei Personen, welche die beiden Männer so lebhaft interessirten, in Begleitung von mehreren Koffern rasch davon führte.

Die Stadt H. hatte sich im Laufe des letzten Jahrzehnts bedeutend vergrößert, besonders in der Richtung nach dem großartigen Stationsgebäude. Hier war fast ein neuer Stadttheil entstanden, dessen moderne Prachtbauten gewaltig gegen die alten Häuser der eigentlichen Stadt abstachen. Die beiden Heimgekehrten vermochten sich in den neuen Straßen nicht zurecht zu finden, erst nach mancherlei Fragen gelangten sie in bekanntere Regionen. Fast erleichtert athmeten

sie auf, als sie in den engen belebten und hell-beleuchteten Straßen einzelne hervorragende Gebäude wiedererkannten und wie alte Bekannte begrüßten. Sie waren endlich auf einem mittelgroßen Platze angelangt, umstanden von mehreren öffentlichen Gebäuden und größeren Bürgerhäusern, theils mit, theils ohne Läden. Wohlhabenheit herrschte in all' diesen Wohnungen, dies war unverkennbar und beide Männer hemmten unwillkürlich ihre Schritte.

Die eine Seite des Platzes wurde von einer breiten Straße, einem der schönsten Verkehrswege der Stadt, gebildet. Der Mitte des Platzes gegenüber befand sich ein, wenn auch in der Front der Häuser, doch durch seine architektonische Gliederung scharf hervortretender Bau, der im Gegensatz zu den ringsum hell erleuchteten Häusern und Läden, fast vollständig dunkel erschien. Das Erdgeschoß bestand aus vier fast übergroßen Eingängen, die jedoch geschlossen waren. Darüber erhob sich, von mächtigen jonischen Wandpilastern eingefaßt, eine Reihe hoher Fenster, von kleinen Oeil-de-Boeufs gekrönt. Dieser Theil des

Bauwerks nahm die Höhe von mehr als zwei gewöhnlichen Stockwerken ein. Ueber diesen Fenstern zog sich ein schweres Gesims, von den Pilastern gleichsam getragen, quer über die ganze Breite des Gebäudes, diesen Haupttheil abschließend. Oberhalb desselben befand sich noch eine Reihe Fenster von gewöhnlicher Größe, die aber ihrer ungewöhnlich hohen Lage halber, von der Straße aus klein und unbedeutend erschienen. Nur diese Fenster waren in dem ganzen großen und düsteren Gebäude von innen erhellt.

„Das Theater! die schändliche Bude, welche ich morgen heimsuchen werde!" murmelte Wilden zwischen den Zähnen. „Laß sehen, was sie geben!"

Dabei schritt er, von seinem Gefährten langsam gefolgt, auf eine Stelle zwischen den Eingängen zu, wo unter einer einzelnen Gasflamme ein gedruckter Zettel in einem Kasten hing und las:

„Sonntag, den — Eröffnung des Theaters: Don Juan. Montag, als erste Schauspielvorstellung: Don Carlos."

Nun suchte Wildens Auge die Unterschrift, den Namen des Direktors. Plötzlich stieß er ein helles höhnisches Gelächter aus und rief:

„Von Dinkelsbühl! Alle Teufel, das trifft sich prächtig! Vor etwa fünfundzwanzig Jahren war ich bei dem Schuft engagirt. Er ist also noch nicht zur Hölle gefahren und wird den alten Kameraden gewiß wieder engagiren, trotzdem wir Beide mitterweile fünfzig Jahre alt geworden sind. Haha! — Höre nur, Kamerad!“ wandte er sich jetzt an Meunier, welcher schweigend dagestanden und nach den Häusern des Platzes geschaut. „Dieser Herr von Dinkelsbühl ist einer von denjenigen Directoren, welche den Galgen zehnmal, was sage ich, tausendmal an den armen Schauspielern, welche sie wie Narren und Hunde tractiren, verdienen. Dieser Mensch sagte eines Tages auf der Probe und mit furchtbarem Ernst: ein Schauspieler von fünfzig Jahren ist nur werth, daß man ihn mit einem Steine am Halse ersäuft! Worauf ich ihm erwiderte, daß ich hoffe, ihn in seinem fünfzigsten

Jahre noch bei der Bühne anzutreffen, um ihm diesen Liebesdienst zu erweisen. Freilich hat er mich damals, kraft seiner Theatergesetze, vor die Pforte seines Tempels und an die Luft gesetzt, aber morgen wird er mich wiedersehen und wohl auch engagiren, denn der fatale Zeitpunkt ist da und der Bühnentyrann ebenso feige als — Doch was starrst Du denn das Haus dort in einem fort an, anstatt mir zuzuhören?" rief der Schauspieler plötzlich, als er bemerkte, daß sein Gefährte nicht im mindesten auf seine Mittheilungen gehört.

Meunier fuhr zusammen. Er hatte in der That nicht mehr auf seinen Kameraden geachtet, dafür aber unabläßig nach einem der Häuser des Platzes, ein ziemlich ansehnliches Bauwerk von alter Form, das von Rüststangen umgeben war, geschaut. Da er nicht sogleich antwortete, fuhr Wilden fort:

„Das Haus zur goldenen Rose, dem man, wie es scheint, ein neues Kleid anziehen will, stierst Du an, anstatt mir zuzuhören? Was geht Dich das alte Nest an, he?"

„Du kennst das Haus?“ fragte Meunier erstaunt.

„Haha!“ lachte der alte Schauspieler in einer unheimlichen Weise auf. „Ob ich es kenne?! In der Rose dort ist Dein Kamerad vor so und so vielen Jahren schreiend in die Welt eingezogen. Er hätte etwas Besseres thun können, darfst es ihm glauben!“

Diese unerwartete Mittheilung schien Meunier in einer Weise zu überraschen, daß er im ersten Augenblick keine Worte finden konnte, um seinem Staunen Ausdruck zu geben. Er stierte jetzt in der That den Komödianten an, noch ganz anders als vorhin das alte Haus. Endlich aber sprach er zögernd:

„Wie — die goldene Rose ist Dein Elternhaus?!“

„Und könnte heute noch mein Eigenthum sein, wenn mein Alter, den Gott in der Ewigkeit nicht dafür strafen möge, das Nest nicht — verthan,“ lautete die mit tiefem Grimm gegebene Antwort. „Ein Holländer hat es gekauft. Ob er jetzt noch warm in der steinernen Baracke sitzt oder auch den Weg alles

Fleisches gegangen ist, weiß ich nicht. Auf alle Fälle scheint seine edle Race nicht ausgestorben zu sein, denn seinen Namen hörte ich vorhin auf dem Perron. Van der Meulen nannte ja der Mann — jener Frau den zudringlichen Officier! — Doch genug von den dummen alten Geschichten," fuhr er mit anderem Tone fort. „Wir wollen lieber an unser Nachtlager und den Imbiß denken. Der Worte sind genug gewechselt, laß mich auch endlich Thaten sehn."

Im ersten Augenblick erfolgte keine Antwort, dann aber sprach Meunier ruhig und ernst:

„Führe mich, Du wirst den passenden Ort schon zu finden wissen. Aber Eines merke Dir, Kamerad! Heute Abend trinke ich noch mit Dir, zahle für Dich die Zeche, morgen habe ich keinen Heller, doch auch keine Lust mehr zu vagabundiren. Ich werde mir Arbeit suchen und welche finden und damit wird unsere Kameradschaft wohl ihr Ende erreicht haben. Komm!"

Der Komödiant zuckte die Achseln und schluckte eine herbe Antwort auf diese etwas unerwartet ge-

kommene Rede muthig hinunter. Er dachte an den lustigen Abend, der ihm bevorstand, schüttelte seine Unbehaglichkeit ab und rief in seiner früheren parodirenden Weise:

„Du sprichst ein großes Wort sehr ungelassen aus, doch kennst Du nicht die süße freundliche Gewohnheit des Daseins und des Bummelns. Ich kann nicht von ihr lassen. — Denn —

„Aus Gemeinem ist der Mensch gemacht,
„Und die Gewohnheit nennt er seine Amme! —

Voran!“

Drittes Capitel.

Die Familie des Regisseurs und nochmals das Haus zur goldenen Rose.

Die drei Personen, welche wir vorhin flüchtig auf dem Perron als die Familie Eder kennen gelernt, waren mit ihrem Fiaker ebenfalls in der Richtung nach dem Theaterplatz davon gefahren. Ein stilles inniges Glück schien die Wiedervereinigten zu beseelen und mit glänzenden Augen schaute der Vater bald auf die blühende Tochter, bald auf die Gattin, welche still ihm gegenüber saß und seine Hand fest umfaßt hielt. Nach einigen rasch gewechselten Worten über den Verlauf der Reise sagte plötzlich Herr Eder zu seiner Frau:

„Ich habe Dir eine Mittheilung über unsere Wohnung zu machen, die ich Dir bisher verschwiegen und welche Dich im ersten Augenblick wohl etwas überraschen wird. Wir wohnen — im Theater."

„Im Theater?!" riefen Mutter und Tochter fast zugleich und wie es schien, keineswegs angenehm überrascht.

Herr Eder lächelte, dann fuhr er fort:

„Bevor Ihr urtheilt, hört mich an und vor allen Dingen betrachtet Euch Euer neues Heim. Die guten Wohnungen sind hier ebenso selten als theuer. Mein neuer Director, Herr von Dinkelsbühl bot mir, gewiß in wohlwollendster Absicht eine Reihe hübscher Zimmer im Theatergebäude und zu einem verhältnißmäßig sehr billigen Preis an. Seit Jahren wurden die Räume von dem jeweiligen Kassier bewohnt, doch der jetzige hat sein eigenes Haus in der Stadt und konnte derselbe die Zimmer nicht benutzen. Ich nahm das Anerbieten dankbar an, denn, vergiß nicht, liebe Frau, daß meine jetzige Stellung als Opern-Regisseur bei weitem keine so gut honorirte ist, als die, welche

ch bis heran als ein erstes Mitglied der Oper einnahm."

„Ich weiß es, Hermann," entgegnete die Frau mit leisem Ton, „und finde, daß Du Recht gethan hast."

„Die Wohnung wird Dir gefallen, ich bin dessen überzeugt!" rief Herr Eder freudig. „Wir haben kaum jemals eine so hübsche inne gehabt und dürfen deshalb wohl über den etwas eigenthümlichen Eingang wegsehen."

Wenige Augenblicke später war der Fiaker vor dem düsteren Theatergebäude angelangt. In der einen offenen Thüre stand eine Magd, eine große Laterne in der Hand, die Ankommenden erwartend. Die Koffer und übrigen Gepäckstücke wurden in die große, durch den Schein der Laterne nur nothdürftig erhellte Vorhalle, in welcher sich die beiden Tageskassen befanden, geschafft, der Fiaker entlassen und dann der Eingang geschlossen. Nun bedeutete Herr Eder das Mädchen voran zu leuchten und mit einem sehr natürlichen Gefühl des Unbehagens, ja des Bangens, folgten Mutter und Tochter dem Vater.

Herr Eder, der nur zu gut fühlte, daß dieser Eintritt in die neue Behausung die Seinen keineswegs erfreuen konnte, versuchte durch frohes Plaudern diesen üblen Eindruck zu verscheuchen. Das Mädchen leuchtete und nun stiegen sie eine breite Steintreppe, der Aufgang zu der ersten Logenreihe, hinan.

„Diese Laterne gehört zum Logis," sagte Herr Eder lachend. „Jeden Abend nach der Vorstellung wird sie von einem der Maschinisten auf der Treppe vor unserer Wohnung aufgestellt und dient uns zum Auf- und Niedersteigen. Bis zum nächsten Morgen brennt sie, für den Fall, daß wir ihrer in der Nacht bedürfen sollten."

Die beiden Frauen schwiegen. Der Aufgang hatte in der That etwas Beängstigendes, etwas Unheimliches. Die großen Verhältnisse der Treppen, ihre Wölbungen, die tiefste Dunkelheit ringsum, welche durch den immerfort hin und her irrenden trüben Schein der Laterne nur hier und da erhellt wurde, beengten das Herz und sichtlich ängstlich schmiegte

Hanna sich an die Mutter an. Herr Eder versuchte in früherer heiterer Weise weiter zu reden.

„Hier ist der große Saal," sagte er, auf eine mächtige Thür deutend, dann eine zweite, doch engere Treppe hinansteigend. „Er liegt nach dem Platze zu und nimmt die ganze Breite des Hauses ein. Am Abend ein glänzendes Foyer, dient er am Tage als Balletsaal. Oh, in wenigen Tagen werdet Ihr sehen, welch ein reges Leben hier überall bis in die Nacht hinein herrscht. Wir spielen jeden Abend und somit wird es kaum mehr vorkommen, daß wir das Haus so leer, still und dunkel wie heute finden."

Immer höher waren sie gestiegen, an schwarzdunklen Gängen, zu den Logen führend, vorüber. Die Frauen schwiegen noch immer und nur die Stimme Eders hallte unheimlich in den öden Räumen wieder. Jetzt standen sie vor einer mächtigen Thüre, welche die Treppe plötzlich abschloß.

„Hier ist die Thüre zu unserer Wohnung," rief Ersterer nun freudig. „Aufgepaßt, Kinder!"

Dabei stieß er die beiden Flügel des Einganges weit auf und „ach, wie schön!" riefen die beiden Frauen wie aus einem Munde, erstaunt unter der Thür stehen bleibend.

Ein langer breiter Corridor lag vor ihnen von einer Menge Gasflammen glänzend erhellt. Von den vielen Thüren, die hier mündeten, stand der größte Theil offen und ließ eine Reihe erleuchteter und hübsch eingerichteter Zimmer sehen. Diese Eingänge waren alle mit mächtigen Blumengewinden — freilich nur Theaterguirlanden und für gewöhnlich als Requisiten dienend, umrahmt und in einem grünen Kranze prangte in goldenen Buchstaben ein „Willkommen".

„Maler und Requisiteur haben den Eingang geschmückt," sagte Herr Eder vergnügt über den guten Eindruck, den seine Ueberraschung hervorgebracht. „Das Opernpersonal wollte auch größtentheils Euren Einzug mitfeiern, doch ich dankte herzlich. An diesem Abend muß ich allein mit meinen Lieben sein. Fremde, und meinten sie es noch so gut, würden störend wirken."

Dabei umarmte er seine Frau, deren Augen voll Thränen standen, herzlich und reichte Hanna die Hand. Das Mädchen war schon jubelnd in die Zimmer geeilt, welche sie unter lautem freudigen Staunen durchlief. Langsam folgten die Eltern.

In dem ersten Zimmer angekommen, drückte Herr Eder seine Gattin an die Brust, küßte sie innig und sprach mit einer Stimme, die tief aus dem Herzen kam:

„Der Himmel segne Deinen Einzug in die neue Heimath, mein treues Weib."

„Und in das neue Leben, mein Hermann, in welches Du jetzt eingetreten," ergänzte Frau Eder tiefbewegt, den Kuß ihres Mannes mit nassen Augen erwidernd.

In diesem Augenblick langten Jean Meunier und der alte vagabundirende Kömödiant Franz Wilden unten auf dem Platze vor dem Theater an. Sie betrachteten das größtentheils düstere und öde Gebäude mit der Reihe hellerleuchteter Fenster in seinem obersten Stockwerk, dann das Haus zur goldenen Rose.

Mehrere Stunden sind vergangen. Das einfache Nachtmahl, zu einem Festessen geworden, ist vorüber. Hanna hat ihren Eltern gute Nacht gesagt und ist in ihrem Zimmer beschäftigt, die Koffer auszupacken. Die meisten Gasflammen sind erloschen und nur in der Wohnstube brennt noch ein Licht. Einfach, doch hübsch ist der Raum ausgestattet, nur ein Möbel von alter Form sticht eigenthümlich gegen die übrigen modernen Stücke ab. Es ist ein kleines verschnörkeltes Eckschränkchen, in seinem oberen Theile mit einer Glasthür versehen, die das blaugemalte Innere mit mehreren Querbrettchen, die an ihren Kanten vergoldet sind, sehen läßt. Es ist ein echtes Roccocomöbel und muß wohl ein Familienstück sein. In einer der breiten Fensternischen steht ein Arbeitstischchen mit zwei Sesseln; in einem derselben sitzt Frau Eder, während ihr Gatte langsam in dem Zimmer auf und abgeht. Beide sprechen von den neuen Verhältnissen, in die sie eingetreten.

Herr Eder war bis noch vor kurzer Zeit ein tüchtiger Opernsänger, der mit vielem Glück und unter

besonderer Anerkennung der Musikfreunde und Kenner auf den besten deutschen Bühnen gesungen. Seit einem Jahre jedoch war sein Organ widerspänstig geworden, oder vielmehr krankhafte Zustände hatten sich zu wiederholten Malen eingestellt und dem Sänger mit erschreckender Deutlichkeit gezeigt, daß die Zeit auch von ihm ihren Tribut fordern und seine Carrière wohl bald abgeschlossen sein dürfte. Eine entsetzliche und wohl zu rechtfertigende Angst hatte sich bei diesem Gedanken des Mannes bemächtigt. Eder war bald fünfzig Jahre alt, er hatte anfänglich seiner Bühnenlaufbahn leichtlebig verbraucht, was er so leicht erworben, dann, ernster geworden, von seinem Ueberschuß seine Geschwister unterstützt und endlich sich selbst eine Häuslichkeit gegründet, indem er ein Mädchen heirathete, das, nicht der Bühne angehörend, Alles besaß, was eine tüchtige Hausfrau und gute Gattin haben muß. Nur kein Vermögen hatte sie ihrem Manne mit in die Ehe gebracht. Das in der Stellung eines Sängers kaum zu umgehende unstäte Leben, das immerwährende Wandern mit Weib

und Kind, Hab und Gut, aus einer Stadt in die andere und oftmals mit großen Entfernungen; dies, wie mancherlei sonstige Ausgaben, welche sein Stand nun einmal im Geleite führte, hatten es Eder unmöglich gemacht, trotzdem er stets recht gute Engagements gehabt, Schätze, oder auch nur ein kleines Capital zu sammeln. So sah der alternde Sänger von dem Augenblick, wo er sich von der leider nicht wegzuleugnenden Schwäche seiner Stimme überzeugte, die Zukunft im düstersten Lichte vor sich. Für seine Familie, aus seiner Frau und einem einzigen Kinde, seiner Tochter Hanna bestehend, mußte er sorgen, ohne vielleicht bald zu wissen auf welche Weise. Zu alt um eine vollständig neue Carrière zu suchen, blieb ihm nichts Anderes übrig, als auch ferner bei der Bühne zu wirken. So sah er sich denn fortan zu einer untergeordneten Stellung verurtheilt, was für Eder, der bisher nur in erster Linie gewirkt und geglänzt, etwas Niederschlagendes haben mußte. Dabei die Aussicht auf bedeutend geringere Einnahmen als bisher und die traurige Gewißheit, nunmehr, wo das

Alter herannahe, ein ruhiges Leben nicht allein erwünscht, sondern auch nothwendig sei, erst recht wandern und arbeiten zu müssen — dies Alles wirkte so furchtbar auf das Gemüth des Mannes, daß er ohne die Aufmunterung seiner Gattin und seiner Tochter seinem traurigen Schicksal gewiß erlegen wäre. Da zeigte sich dem armen Sänger plötzlich eine neue Hoffnung.

Der Theater = Director, Herr von Dinkelsbühl, ein unterrichteter und practischer Mann, kannte Eder und traf mit ihm durch einen Zufall zusammen. Er begriff sofort dessen Lage, wie auch welchen Nutzen er daraus für sein eigenes Geschäft ziehen könne. Eder hatte den Ruf eines ebenso ordentlichen Menschen als tüchtigen und vielseitig gebildeten Sängers und Herr von Dinkelsbühl bot ihm bei seinem neuen Unternehmen in H. die Stelle eines Opern=Regisseurs mit verhältnißmäßig anständiger Bezahlung an, nur mit der Bedingung, daß der Sänger im äußersten Nothfall in ersten Partien zu wirken habe, seine übrige persönliche Betheiligung an den Vorstellungen in

zweiten und kleinen Partien dessen eigenem Ermessen und freiem Willen anheimgebend. Eder griff freudig zu, reiste nach H. und übernahm hier die hübsche billige Wohnung im Theater. Mit den angelangten Möbeln hatte er sie eingerichtet und dann die Seinen wenige Tage vor Eröffnung des Theaters nachkommen lassen.

Ihren Einzug in die neue, wenn auch theilweise etwas unheimliche, doch im Grunde schöne Heimstätte haben wir gesehen.

„Das Personal der Oper," sprach Eder zu seiner Gattin, welche den Kopf in die Hand gestützt auf den Platz hinaus schaute, „läßt freilich Manches zu wünschen übrig, doch scheinen die Leute willig zu sein und hoffe ich dennoch etwas verhältnißmäßig Gutes herstellen zu können. Die Frauen sind durchweg besser als die männlichen Mitglieder, und sind mir Alle auch scheinbar mit dem größten Vertrauen entgegen gekommen. Ich sage: scheinbar, denn ich habe noch nicht lange genug mit ihnen zusammengelebt, um ihre eigensten

Naturen kennen zu lernen. Sehr leid thut es mir, daß gerade mein früheres Fach in unkünstlerischer Weise besetzt ist. Doch noch weit mehr Sorgen machen mir die zweiten Rollen. Die dafür Engagirten sind wirklich miserabel, kaum als Choristen zu verwenden, und ich fürchte! — ich fürchte, daß ich oft werde einspringen müssen, um eine Vorstellung zu retten, oder eine Scene vor dem Ausgelachtwerden zu bewahren."

„Du bist aber doch nicht verpflichtet in zweiten Rollen aufzutreten?" warf Frau Eder nach kleiner Pause ein, ohne ihre Stellung zu verändern.

„Herr von Dinkelsbühl war anständig, oder vielmehr schlau genug, dies von meinem eigenen Willen abhängig zu machen. Er durfte sich dreist so großmüthig zeigen, denn er wußte wohl, daß ich die Verhunzung einer Nebenrolle durch eine unfähige Persönlichkeit nie zugeben, sondern lieber selbst einspringen würde. Schon bei der Eröffnung am nächsten Sonntag wird dieser Fall eintreten."

Recht bitter hatte Eder diese Worte gesprochen,

welche Unangenehmes ahnen ließen. Es schien, als ob er eine Frage seiner Frau erwarte. Doch diese schaute immerfort und regungslos auf den bereits dunkel gewordenen Platz hinaus und der Sprechende fuhr nach kleiner Pause fort:

„In der Don Juan-Probe zeigte es sich sofort, daß der Sänger des Masetto vollständig unfähig sei, diese Rolle durchzuführen und da will — ich sie übernehmen.“

Frau Eder fuhr zusammen. Jetzt blickte sie fast erschrocken, doch nur flüchtig zu ihrem Manne auf, der hastig und seiner Erregtheit keine Schranken mehr setzend, weiter sprach:

„Es ist hart für mich, der ich früher die Titelrolle in gewissenhafter und ich glaube wohl sagen zu dürfen, in künstlerischer Weise zu voller Zufriedenheit aller Mozart-Verehrer gesungen und dargestellt, daß ich jetzt neben einem ungeschlachten Don Juan, ein ehemaliger Brauer mit einer starken, doch vollständig ungebildeten Stimme, den Masetto singen muß. Es ist ein bitterer Kelch, wohl der bitterste, der mir bei

meinem Uebergang in die neue Wirksamkeit gereicht werden kann. Doch muß ich ihn leeren und kann im Grunde nur froh sein, daß es sofort, gleichsam bei dem ersten Schritt in das neue Leben geschehen muß. Diese — gewiß verzeihliche Schwäche überwunden, wird mir Nichts mehr schwer fallen, ich fühle es! Das Gelingen des Ganzen soll und wird mir fortan die Hauptsache sein und mir die künstlerische Befriedigung gewähren, welche ich auf andere Weise nicht mehr erstreben kann."

Eine Pause erfolgte, denn diesmal hatte Eder bestimmt eine Antwort erwartet. Sein innerstes Fühlen hatte er Derjenigen dargelegt, die ihm am nächsten stand und sie — schwieg.

Erstaunt hemmte Eder seinen Schritt und blickte seine Frau an, welche wie früher regungslos durch die Scheiben hinaus in's Freie schaute.

„Die Straße und was da vorgeht, scheint Dich mehr zu interessiren, als was mich so tief bewegt?" sagte Eder endlich, vor seiner Frau stehen bleibend und mit einem Anflug von schmerzlicher Bitterkeit.

Jetzt erst schaute Frau Eder auf. Ihr Gesicht war leicht geröthet und in ihren Augen standen Thränen. Sie reichte ihrem Manne über den Tisch die Hand und sprach mit weicher bewegter Stimme:

„Verzeihe, Hermann, daß ich über mein eigenes Weh einen Augenblick vergaß, was Dich so sehr bewegen muß. Ich will Dir mittheilen, was mich so plötzlich, so gewaltsam überkommen und Du wirst mir gewiß die augenblickliche scheinbare Theilnahmlosigkeit vergeben."

Wahrhaft überrascht wollte Eder eine Frage an seine Frau richten, doch diese fuhr fort:

„Du weißt, daß ich in H. geboren, wenn auch nicht erzogen wurde. Sieh hinaus auf den Platz vor unserer Wohnung. Nur noch wenige Lichter brennen in den noch offenen Gewölben, in den Zimmern der Häuser in der Runde. Dort aber siehst Du ein großes Haus, das ganz dunkel erscheint und nur von den beiden Gasflammen des Platzes erhellt wird. Es ist nicht zu verkennen, denn Gerüststangen stehen vor

demselben — es muß wohl daran gebaut werden. Nun, Hermann, das stattliche Gebäude ist meine Geburtsstätte und war — Eigenthum meiner Eltern. Seit ich H. als Kind verlassen, habe ich es nicht wiedergesehen und jetzt, an einem Wendepunkt in unserem Leben, führt mich der Zufall wieder her und in seine unmittelbare Nähe. Du wirst wohl fühlen, daß der Anblick jenes Hauses mich mächtig bewegen mußte, daß ich dadurch auf Augenblicke Dich vergessen konnte und mir deshalb wohl verzeihen."

Diese unerwartete Mittheilung hatte Herrn Eder in der That gewaltig überrascht. Er ließ sich auf den Stuhl auf der andern Seite des Tisches nieder, ergriff die Hand, welche seine Frau ihm gleichsam zur Versöhnung gereicht, und indem er sie innig drückte, sprach er:

„Was Du mir da sagst, ist mir ebenso neu als überraschend. Das große Haus dort gehörte Deinen Eltern, die also reich gewesen sein müssen? Du hast nie davon gesprochen, ich habe es nie geahnt, wie nie

nach Eueren früheren Verhältnissen geforscht, und doch wäre es mir jetzt, nach Deiner Mittheilung interessant, Näheres darüber zu erfahren."

„Es war vielleicht Unrecht von mir," entgegnete Frau Eder ruhig, „nie mit Dir darüber gesprochen zu haben, denn eigenthümlich genug, sogar etwas räthselhaft sind die Verhältnisse meiner Eltern. Ich will Dir Alles darüber mittheilen, was ich weiß, und dann magst Du selber urtheilen."

Herr Eder war Künstler. Durch lange Jahre hindurch hatte er die Gebilde, denen er Leben einzuhauchen berufen war, mit seinem Herzen durchdrungen, mit einer reichen Phantasie ausgeschmückt. Sein Organ, das äußere Mittel seiner Kunstleistungen war erlahmt, doch Herz und Kopf waren gleich frisch geblieben wie seit wohl dreißig Jahren. Die eigenthümlichen Worte seiner Frau mußten ihn ungewöhnlich anregen, und er hatte bereits Mühe, seine Phantasie in Schranken zu halten, damit sie nicht allzumächtig und blendend in ihm auflebe, sein ruhiges, klares Denken verdunkle. Doch vergessen war für

den Augenblick, was ihn eben noch mächtig und tief im Innersten bewegt. Nur dem neuen, so plötzlich erwachten Gefühl nachhängend, rief er:

„Du machst mich immer neugieriger, liebe Frau, und bitte ich Dich, mir zu erzählen, was Du mir bisher verschwiegen. Es ist jetzt überdies die rechte Stunde zu einer Mittheilung, die Seltsames ahnen läßt, die Stille ringsum ist ihr günstig, deshalb erzähle!"

„So höre!" sprach Frau Eder ruhig und langsam wie früher. „Viel ist es nicht, was ich Dir berichten kann, doch sollst Du Alles erfahren, was und wie ich es von meiner armen seligen Mutter weiß."

Frau Eder erzählte und ihr Mann horchte lautlos ihr zu. Ruhig und gleichmäßig klang die Stimme durch das weite Zimmer, die tiefe nächtliche Stille ringsum eigenthümlich, fast unheimlich belebend.

„Das Haus auf dem Platze dort, zur goldenen Rose geheißen, gehörte meinem Großvater, Peter Gronen, oder Pitt, wie er genannt wurde. Aus gewöhnlichen Verhältnissen, gleich wie meine Groß-

mutter, hervorgegangen, hatte er sich durch rastlose Thätigkeit und Umsicht ein bedeutendes Vermögen erworben. Er galt für einen der reichsten Männer in H. und war es auch, wie dies später leider nicht zum Vortheil seiner Erben erwiesen wurde. Er trieb Handel mit Allem, was ihm vorkam und mit Gewinn umzusetzen war. Mit Stoffen und Schmucksachen, Colonial-Waaren und militairischen Ausrüstungs-Gegenständen, feinen Waffen und altem Porzellan, Gewändern, goldenen und silbernen Kirchengefäßen, sollen seine Magazine gefüllt gewesen sein. Die Zeit, in welcher er lebte, war solchem Handel auch überaus günstig. Die französische Revolution und ihre bei uns eingezogenen Freiheitsmänner hatten eine Plünderung der Kirchen und Klöster gestattet, deren reiche Beute oft ihre Besitzer wechselte und ebenso oft verwerthet werden mußte; die Kriege und besonders die Continental-Sperre Napoleons beförderten den Schmuggel in englischen Stoffen und anderen Waaren und dies Alles mußte Kaufleute, welche sich mit derlei gewagtem Handel abgaben, reich machen. Nun, bei meinem

Großvater war dies der Fall gewesen. Das Haus zur Rose, damals eines der schönsten Bürgerhäuser der Stadt, hatte er kaufen können und das weitläufige Hintergebäude zu seinem Haupt-Magazine hergerichtet, während das Unterhaus, nach dem Platze zu, als Lagerraum für die gewöhnlichen und vor allen Dingen unverfänglichen und nicht verbotenen Waaren diente. Im ersten Stock hatte er sein Wohn- und Schlafzimmer und hier auch sein Comtoir, dessen Arbeiten er allein und in allereinfachster Weise besorgte, sowie seine Kasse. Das Schlafzimmer ging nach dem schmalen geplätteten Hofe hinaus und stand durch eine hölzerne Gallerie, mit zierlicher, doch verfallener Balustrade, mit dem Hinterhause, dem eigentlichen Reich des Handelsmannes, in Verbindung. — Ich erinnere mich noch genau der Räume, obgleich ich etwa sieben Jahre alt das Haus verlassen mußte und es seit jener traurigen Zeit nicht wiedergesehen. Das Schlafzimmer war ein düsterer, fast unheimlicher Raum, doch desto hübscher die nach dem Platze zu liegende Wohnstube. Bunte gemalte Tapeten, allerlei Flußlandschaften mit Schiffen

und Fischern, bedeckten die Wände ringsum und oft habe ich als Kind mich stundenlang mit den gemalten Gestalten in den schönen fremdartigen Gegenden unterhalten. In einer Ecke der Stube stand ein verschnörkeltes Schränkchen, das der Großvater seiner Tochter, meiner armen Mutter, schon als Kind geschenkt hatte. Es ist dasselbe, welches uns auf so manchen Reisen begleitete und uns heute noch treue Dienste leistet — wie es mich stets an die Meinigen und eine längst vergangene schöne — doch auch traurige Jugendzeit mahnt.“ —

Dabei deutete sie auf das Roccoco-Eckschränkchen, welches am andern Ende der Stube stand, und der Blick der Erzählerin leuchtete hell auf, als er eine Weile auf dem alten Familienstück haften blieb. Auch Herr Eder betrachtete das alte wohlbekannte Möbel, doch drückte er nur durch eine Bewegung sein Staunen aus, dann fuhr die Frau in früherer ruhiger Weise in ihrer Darlegung fort:

„Mein Großvater hatte nur ein Kind, meine Mutter; das war seine ganze Familie — die Groß-

mutter war früh gestorben. Seine Dora liebte er von ganzem Herzen; er wollte sie glücklich machen und vornehm verheirathen. Hier irrte er sich zum ersten Mal in seinen Berechnungen; er machte einen Fehler, der für ihn die traurigsten Folgen haben sollte. Unter den Patriziern der Stadt, denen mein Großvater weder durch Geburt noch durch seinen Handel angehörte, wohl aber durch sein Geld hätte angehören können, suchte er einen Gatten für sein liebes Kind und seine Erbin und glaubte ihn endlich auch gefunden zu haben. Der einzige Sohn der hoch angesehenen und als reich geltenden Firma Holthoff und Comp. Werner Holthoff wurde sein Schwiegersohn und nun glaubte mein Großvater sich am Ziel seiner Wünsche und das Glück seiner Dora für immer gesichert. Wie täuschte sich der arme alte Mann! — Ueber alles Schlimme und Traurige, was dann vorgefallen, will ich hinweggehen und Dir nur mit kurzen Worten sagen, was schließlich geschah. Mein Vater, an keine Arbeit gewöhnt, war ein Verschwender; sein eigenes Geschäft hatte er zu Grunde gerichtet, sein

Gut verthan und nur durch das Ansehen seines Vaters wurde die Firma künstlich aufrecht erhalten. Als Letzterer starb, fiel das ganze morsche Gebäude zusammen und der Bankerott war da. Mein Großvater mußte helfen. Er that's ungern, denn Viel hatte er herzugeben um den Namen, den sein Kind nun einmal trug, vor öffentlicher Schande zu bewahren. Von diesem Augenblicke an war der Friede in der Familie gestört. Meine Mutter gebar ihrem Gatten einen Sohn. Dies frohe Ereigniß vermochte nur auf kurze Zeit ein leidliches Verhältniß wieder herzustellen. Bald war das Zerwürfniß zwischen meinem Großvater und dessem Schwiegersohn unheilbarer denn je. Da wurde Ersterer krank. Es war zu Ende des Jahres 1813, die Schlacht bei Leipzig war geschlagen und die Alliirten verfolgten die fliehenden Franzosen. Von allen Seiten näherten sich die siegreichen Heere der Stadt H., deren Bewohner in größter Aufregung waren. Auf Anrathen des Arztes war das Lager des Kranken aus der unfreundlichen Hinterstube in das hellere und wärmere

Wohnzimmer geschafft worden und hier lag nun mein kranker Großvater, mit fieberhafter Hast immerfort Geschäfte machend, während sein Schwiegersohn in den Gasthäusern der Stadt umherzog und mit gleichgesinnten Bekannten bei Wein und Bier die wichtigen politischen Tagesereignisse discutirte. Zu dem Kranken kamen Händler aller Art. Vor seinem Bett stand ein großer Lehnstuhl und ein Tisch mit Büchern und Schreibzeug. Geschäfte wurden, und wie es meiner sorgenvollen Mutter schien, mit Hast abgeschlossen. Die Magazine entleerten sich ihres besten Inhalts und die eiserne Kiste, welche neben dem Bette stand, mußte sich mit Silber und Gold füllen. Kein Zureden meiner weinenden Mutter, kein Mahnen des Arztes half; der alte kranke Mann war von früh bis spät thätig, wenn es nur irgend anging aus dem Bette, mit zitternden Fingern schreibend und sein Geld zählend, bis er vom Fieber geschüttelt wieder sein Lager suchen mußte. Sein Schwiegersohn lachte, wenn die Mutter ihn bat, doch hinauf zu gehen und dem Vater seine Hilfe anzubieten. Es wäre dies auch

vollständig unnütz gewesen, denn der Kranke würde ihn scheltend weggewiesen haben. Nur ein Knecht, ein alter Diener des Hauses und Geschäfts half ihm in den Magazinen, wie derselbe auch des Kranken allein warten durfte. Wenige Tage nach dem Neujahr 1814 näherten sich Russen und Preußen der Stadt. Alles war auf den Beinen und zog den Befreiern entgegen. In dem Hause zur Rose war es stille, wie fast in allen Häusern der Stadt. Der Kranke befand sich allein in seiner Stube, den Knecht hatte er weggeschickt, und meine Mutter, glaubend daß der Vater schlafe, war leise hinabgegangen, um an der Hausthür mit den Nachbarinnen zu reden. Ihr Mann zog mit dem großen Haufen den Russen entgegen. Plötzlich hörte meine Mutter in der Krankenstube einen lauten Schrei. Zu Tode erschrocken eilte sie hinauf und findet meinen Vater röchelnd am Boden liegen. Das Zimmer war in Unordnung, die Thür nach dem Schlafzimmer und weiter nach der Gallerie standen weit offen und ein eisiger Luftzug drang in das Zimmer. Auch die Geldkiste war geöffnet. Der Kranke, nur mit seinem

Schlafrock nothdürftig bekleidet, mußte aufgestanden sein und geschrieben haben, denn eine dintengefüllte nasse Feder lag neben ihm; doch was er geschrieben war nicht zu finden — wie eifrig man später auch darnach suchte. Dafür fand sich ein Blatt aus dem aufgeschlagenen Buche herausgerissen. Alles dies entdeckte man später. Meine Mutter schrie und jammerte nach Hilfe, doch man hörte sie nicht; denn in demselben Augenblick zogen die fremden Soldaten unter Trompetengeschmetter, von dem Volk lärmend umjubelt, auf den Platz. Die Mutter versuchte den Kranken auf sein Bett zu legen; der Sterbende wollte reden, doch vermochte er nur noch zu röcheln. Einen irren Blick warf er auf seine Tochter; dann stierte er mit weit aufgerissenen gläsernen Augen in den Winkel des Zimmers, wo das kleine Eckschränkchen stand, und machte eine Bewegung, als ob er dorthin deuten wolle. Noch ein röchelnder, entsetzlich klingender Aufschrei folgte, dann fiel er schwer zurück auf den Boden. Er war todt!" —

Frau Eder, welche in einem Athem und zuletzt

mit steigender Erregtheit gesprochen, machte eine Pause, um nach Fassung zu ringen. Athemlos hörte ihr Mann die seltsame Mittheilung mit an, dann sagte er, auf's Höchste erstaunt:

„Und davon hast Du mir nie Etwas erzählt? Sonderbar!"

„Wozu auch," entgegnete endlich Frau Eder. „Ich dachte immer, es sei besser, die alten Geschichten zu vergessen. Doch jetzt sollst Du auch das Uebrige erfahren; ich will es kurz machen."

„Nein," rief ihr Gatte. „Verschweige mir Nichts, denn Dein Bericht interessirt mich ungemein und es ist gut, daß ich Alles erfahre."

„Dann habe noch einige Augenblicke Geduld, damit ich mich sammle und Dir das, was folgte, der Reihe nach mittheilen kann."

Wenige Augenblicke später fuhr Frau Eder fort:

„Der plötzliche und eigenthümliche Tod meines Großvaters machte wohl Aufsehen, doch an ganz Anderes hatte man in der Stadt zu jener bewegten Zeit zu

denken und so wurde der alte Mann denn stille aus dem Hause und zu seiner letzten Ruhestätte gebracht. Meine Mutter jammerte, doch mein Vater hatte seine Freude nicht bemeistern können, denn er war ja nunmehr alleiniger Herr des Vermögens des verstorbenen Großvaters, welches bedeutend sein mußte.

„Da ergab sich etwas Seltsames.

„Die eiserne Kiste enthielt zwar Geld, eine Menge harter Thaler und Brabänter; doch die Summe, wohl mehrere Tausende, war im Verhältniß unbedeutend und konnte unmöglich der ganze Nachlaß des Verstorbenen sein. Jetzt wurde man wieder auf die sonderbaren Umstände bei dem Sterben des alten Mannes aufmerksam, die Reihe offener Thüren, die weitaufstehende Geldkiste — sollte etwa ein Raub stattgefunden haben? Mein Vater studirte die durchaus nicht regelrecht geführten Bücher des Verblichenen und da fand er denn unter Anderm Posten, welche eine Summe von etwa zwanzigtausend Ducaten in Gold ergaben und in letzterer Zeit eingegangen sein mußten. Ferner gaben ihm die Bücher die Gewißheit, daß eine Menge

Pretiosen und Juwelen vorhanden gewesen, von wohl noch größerem Werth. Nichts von allem Dem fand sich vor, wie sehr mein Vater sich auch mit Suchen anstrengte. Eine Anzeige bei Gericht wurde gemacht, ein Raub vermuthet und eine Untersuchung eingeleitet. Der alte Knecht hatte ein strenges Verhör zu bestehen, doch nicht das Geringste ergab sich, die Bücher sprachen für das Gericht zu undeutlich. Nun glaubte mein Vater, der Alte habe sein Gold und die Juwelen versteckt, um sie seinem verhaßten Schwiegersohn zu entziehen. Die Ecke der Stube, wohin der Sterbende geblickt, wurde auf das Genaueste untersucht, das ganze Haus, alle Wände, der Boden des Kellers durchwühlt, bis unter das Dach hinauf geforscht, gehämmert und verdächtig klingende Stellen aufgebrochen. Doch Nichts ergab sich. Gold und Juwelen waren fort — oder auch wohl niemals dagewesen. Als alle derartigen Versuche scheiterten, glaubte mein Vater mit der Zeit auch das Letztere; er mußte sich eben in sein Schicksal fügen. Hätte er nun das Vorhandene, welches immerhin bedeutend

war, zusammengehalten, ein neues Geschäft gegründet, so wäre Alles wieder gut gegangen und er würde sicher zu Vermögen gekommen sein. Doch nichts dergleichen that er. An ein müßiges, verschwenderisches Leben gewöhnt, lebte er von dem, was er hatte, bis auch dieses zu Ende gehen mußte. Das baare Geld war bald verthan, der Rest der Waaren verkauft oder verschleudert worden und die Familie mußte leben. Ich war mittlerweile geboren worden. Da kam mein Vater auf den guten Gedanken, die vielen leeren Räume zu vermiethen und hiervon zu leben. Maurer kamen, das Hinterhaus wurde zu Wohnungen hergerichtet und nebst dem Parterre und dem oberen Stockwerke des Hauses vermiethet. Doch diese Erträgnisse genügten meinem Vater nicht. Er machte Schulden, nahm heimlich Geld auf das Haus auf und führte ein Leben, weit ärger noch als früher. Meine arme Mutter hatte mehr Leid, als sie ertragen konnte und drohte zu erliegen. Da starb mein Vater plötzlich in Folge seines Lebenswandels und meine Mutter schien erlöst. Doch nun sollte das Aergste

kommen. — Gläubiger erschienen von allen Seiten, die Rose und Alles, was wir hatten, wurde verkauft und wenige Wochen nach dem Begräbnisse meines Vaters mußten wir, meine arme Mutter mit ihren zwei Kindern, das Haus der Eltern als Bettler verlassen. Wir hatten Nichts mehr als die Kleider, welche wir auf dem Leibe trugen."

Frau Eder verstummte. Nur ihr leises Weinen war hörbar und ergriffen schwieg auch ihr Gatte. Er fühlte, wie diese Erinnerungen seiner armen Frau das Herz zerreißen mußten und bat sie von einer weiteren Mittheilung für heute abzustehen. Doch sanft wehrte Frau Eder ihn ab. Nur noch Weniges hätte sie zur vollen Aufklärung zu sagen, meinte sie, und es sei besser, daß dies heute geschehe als morgen, wo die Wunde wieder von Neuem bluten würde. Dann schloß sie ihren Bericht folgendermaßen:

„Zu einer entfernten Verwandten von Vaterseite zog meine Mutter. Die Frau war arm und wohnte viele Stunden von H. entfernt, in einem kleinen Landstädtchen. Ich war sieben, mein Bruder elf Jahre

alt und leider machte derselbe damals schon meiner armen Mutter schweren Kummer. Von dem Pfarrer des Orts, der Mitleid mit unserm Schicksal hatte, wurden wir erzogen. Nach wenigen Jahren lief mein Bruder, kaum fünfzehn alt, heimlich davon. Was aus ihm geworden, weiß ich nicht, denn ich habe bis heute Nichts von ihm gehört — er wird wohl gestorben sein! — Meiner Mutter gab dies den Todesstoß; von diesem Augenblicke an kränkelte sie, doch dauerte es noch volle fünf Jahre, bis sie von ihren Leiden erlöst wurde. 1830 starb sie."

„Und wie hieß Dein Bruder, von dem ich heute zum ersten Mal vernehme?"

„Werner, wie sein Vater. Die Mutter hatte ihm diesen Namen gegeben, wie mir ihren eigenen, Dora. Was weiter mit mir geschehen, weißt Du, Hermann. Ich trat als Gouvernante in Dienst bei fremden Leuten, da lerntest Du mich kennen, und der glänzende gefeierte Sänger machte das arme unbedeutende Mädchen zu seiner Gattin."

„Und immerfort danke ich dem Himmel, daß er

Dich Gute mich auf meinem bewegten Lebenswege finden ließ!" entgegnete Eder mit innigem Ton, seinem Weibe herzlich die Hand drückend. Doch von früheren Gedanken beherrscht, fuhr er nach einer kleinen Pause fort:

„Sage mir nur noch ein Wort über die weiteren Schicksale Deines Elternhauses, im Falle Du darüber unterrichtet sein solltest."

„Das Haus wurde verkauft; ein Fremder kaufte es, oder vielmehr ließ es ankaufen. Dann stand es eine Zeit lang leer, bis der neue Eigenthümer endlich einzog. Dies hörten wir später."

„Weißt Du den Namen des Käufers?"

„Er war ein Holländer und hieß, wenn ich mich recht entsinne — van der Meulen."

„Van der Meulen?!" rief Eder überrascht. „Das ist seltsam! Es muß derselbe sein, der heute noch das Haus zur Rose bewohnt und dessen Sohn der Erste war, welcher Dich und Hanna auf dem Perron begrüßte. Ein eigenthümliches Zusammentreffen!"

„Ich entsinne mich wohl des Namens des Officiers, den Du nanntest, doch dachte ich in jenem Augenblick

nicht an die alten Geschichten. Ich sah Dich wieder und nur die Freude darüber erfüllte mich. Doch laß es für heute genug sein. Es ist spät geworden und ich sehne mich nach der langen Reise, nach dem für mich aufregenden Gespräch, nach Ruhe."

Eder erhob sich. — „Du hast Recht, liebe Dora," — sagte er besorgt, „und ich bitte Dich mir zu vergeben, daß meine Neugierde mich veranlaßt dies zu vergessen."

Bald erlosch auch das letzte Licht in dem großen Gebäude. Die beiden Gatten schliefen und träumten wohl von vergangenen Zeiten, von dem stattlichen Hause „zur goldenen Rose", dem der Zufall sie heute so nahe gebracht.

Viertes Capitel.

Ein erster Schritt auf neuer Bahn.

Jean Meunier und sein Gefährte hatten den älteren Theil der Stadt mit seinen engen, krummen Gassen, unansehnlichen Häusern und einer Bevölkerung, meistens aus kleinen Handwerkern, Arbeitern, doch auch Nichtsthuern bestehend, aufgesucht. Eine passende Herberge war bald gefunden und noch einmal leerten beide Männer leichten Sinnes Glas um Glas, bis Meunier endlich aufstand und mit entschiedener Geberde seinem Genossen ein „Genug!" zurief.

„Soweit reicht's," sagte er, „und nun zu Bett. Von morgen an magst Du selber für Dich sorgen. Wenn Du aufwachst, bin ich schon fern, doch Nacht=

essen und Logis sind bezahlt. Das Frühstück ist Deine Sache. Komm, oder bleibe, ich gehe zur Ruhe."

Damit verließ er die kleine räucherige Gaststube und brummend folgte ihm der alte Schauspieler. Ihre Betten befanden sich in ein und demselben Zimmer; nur wenig wurde noch gesprochen und unausgekleidet warf Wilden sich auf sein Lager. Meunier achtete seiner nicht weiter, er blies das Talglicht aus und versuchte zu schlafen.

Am andern Morgen erhob sich der junge Mann mit dem ersten Grauen des Tages. Sein Gesicht hatte einen ernsten, fast finstern Ausdruck angenommen, doch rasch waren seine Bewegungen wie von einem bestimmten Gedanken geleitet, von einem festen, unbeugsamen Willen zur Ausführung gebracht. Er vollendete seinen einfachen Anzug so gut und sorgfältig er nur vermochte, reinigte das schwarze Lockenhaar und den Vollbart von dem Staube der Reise und stand bald gerüstet da, eine kräftige und durchaus nicht unschöne Erscheinung, der nur eine frischere Gesichtsfarbe, eine bessere Toilette fehlte, um als eine

wirklich vornehme gelten zu können. Bevor er die Stube verließ, warf er einen Blick auf den Mann, mit dem er gestern gewandert, geplaudert und getrunken. Er konnte sich dabei eines leichten Schauders nicht erwehren, denn der alte vagabundirende Komödiant lag noch immer angekleidet auf seinem Bette schlafend, dem Beschauer unbewußt die Blößen seiner miserablen Kleidung, sein von gemeinen Leidenschaften beflecktes Antlitz zeigend.

Ergriffen und beschämt wandte Meunier das Auge von dem Schlafenden ab und verließ das Zimmer. Er ging hinab, zahlte Nachtessen und Logis und schritt dann ohne langes Besinnen hinaus auf die Gasse und dem Theaterplatze zu. Unterwegs kaufte er sich für die letzten Pfennige, welche seine Tasche barg, ein kleines Brot, das er im Gehen verzehrte. Bald war der Platz, wo er am Abend vorher mit seinem Genossen geweilt, erreicht, doch so fest und rüstig bis jetzt seine Schritte gewesen, nun schien er zu schwanken. Sein Gang wurde unsicher, seine Brust hob sich hastiger und merklich blässer wurde sein

Antlitz, als er nun langsam den Häusern entlang auf das Gebäude zuschritt, welches er gestern Abend schon so eigenthümlich erregt betrachtet.

Die Gerüste, welche sich vor der Façade der Rose erhoben, waren noch immer leer, keine Arbeiter zu sehen, obgleich die Stunde vorüber war, wo Maurer und Zimmerleute ihr Tagewerk zu beginnen pflegen. Nur ein alter Mann in ärmlicher Arbeitertracht stand in einiger Entfernung und betrachtete scheu das Haus und die Vorbereitungen zum Bau. Ihm näherte sich Meunier.

„Heda, Alter!“ sagte er in seiner kecken Weise, doch mit gedämpfter Stimme. „Der Bau ist gewiß eingestellt, denn ich sehe wohl ein Gerüst, doch keine Leute?“

Der Alte betrachtete den fremden jungen Menschen mit sichtlicher Aengstlichkeit, denn er entgegnete langsam:

„Ihr seid Euerem Aeußern nach wohl auch ein Arbeiter, doch ganz gewiß fremd dahier, sonst würdet Ihr mich nicht so fragen. Freilich ist der Bau, der

Verputz des Hauses eingestellt, doch ebenso wenig durch den Bauherrn, als durch den Unternehmer."

„Und was ist denn eigentlich die Ursache?"

„Hm! die Maurer wollen nicht. Sie haben sich zusammen gethan. Alle, die in der Stadt wohnen, verlangen von ihren Meistern kürzere Arbeitszeit und höheren Lohn, und da die Unternehmer dies nicht bewilligen wollen, noch können, so wird gefeiert. Seit acht Tagen arbeitet Keiner mehr. Dagegen sind die Wirthshäuser vom Morgen bis zum Abend gefüllt."

„Ach! ich verstehe! Die Kerle striken!"

„Ganz richtig, so nennen sie es. Doch es giebt auch welche, die gern arbeiten möchten und es nicht dürfen, und deshalb mit den Ihrigen — hungern müssen."

„Dazu gehört Ihr wohl, Alter?"

Der Mann seufzte und schaute Meunier verlegen an. Dieser fuhr fort:

„Und warum arbeitet Ihr denn nicht, wenn Ihr mit Euerem Taglohn zufrieden seid?"

„Sie würden mich todtschlagen, wenn ich allein das Gerüst bestiege. Ja, wenn mein Sohn, der Konrad, noch hier wäre! Doch der ist vor einem Monat zu den Soldaten abgegangen und allein —"

„Na, würdet Ihr Euch denn getrauen mit mir das Tagewerk zu beginnen?" fragte Meunier lachend. „Ich kümmere mich nicht um die Faullenzer, fürchte sie nicht und will arbeiten, wie es der Meister verlangt und für das, was er zahlen kann."

Das Auge des Alten leuchtete auf. Einen Augenblick schaute er dem jungen fremden Menschen voll in das Gesicht, dann rief er freudig:

„Mit Euch hätte ich keine Furcht, denn Ihr gleicht meinem armen Jungen, der mich und seine Mutter gewiß nicht verlassen hätte. Ach, es wäre ein rechtes Glück, wenn Ihr es thun wolltet, dann brauchten die Meinigen nicht mehr — zu hungern."

„Kommt!" rief Meunier rasch. „Führt mich zu dem Unternehmer und in einer halben Stunde beginnen wir. Dann mögen die faulen Schelme nur

kommen, ich werde sie nach Gebühr zu empfangen wissen."

Der alte Mann schritt schon voran und Meunier folgte. Durch einige Straßen ging es, dann betraten sie den Hofraum eines stattliches Hauses, in welchem Baumaterial aller Art aufgehäuft lag. Vor einer Thüre des Parterres machte der Alte Halt und klopfte an. Ein kräftiges „Herein!" ertönte von innen und beide Männer traten ein.

Sie befanden sich im Bureau des Bauunternehmers und Maurermeisters Steinert. Er selbst, ein Mann in mittlerem Alter, mit scharf ausgeprägten Zügen, starkem grau melirten Haarwuchs, saß vor einem mit Papieren bedeckten Tisch und schien zu rechnen. Er schaute auf und ein finsterer Blick traf die Eintretenden.

„Hättet Euch die Mühe sparen können," sprach er barsch, „denn ich bleibe bei meinem Ausspruch. Euere unsinnigen Forderungen kann ich nicht bewilligen, denn ich mag mich nicht selbst ruiniren. Ich gebe eher Geschäft und Alles auf, denn den Schaden, den Ihr mir

verursacht, kann ich nicht länger tragen. Und wie ich, denken alle Meister. Wir wollen sehen, wer es am längsten aushält, Ihr oder wir!“

Wie zur Bekräftigung seiner Worte hatte er die geballte Faust hart auf die Papiere fallen lassen und trotzig blickte er immerfort den jüngeren Arbeiter an, der ruhig vor ihm stehen blieb.

„Sie irren sich in uns, Herr,“ sprach nun Meunier. „Ich komme zu Ihnen, um Arbeit zu verlangen und erkläre mich mit den Bedingungen, welche Sie bewilligen können und die gewiß nicht unbillig sein werden, einverstanden. Hier, mein Führer, der Ihnen wohl bekannt sein wird, will ebenfalls die Arbeit wieder aufnehmen; nur aus Furcht vor den Andern hat er sie aufgegeben.“

Der Zorn des Unternehmers ging in ein sichtliches Staunen über. Auch befremdete ihn wohl nicht wenig die Art und Weise, wie der junge Mensch sich ausdrückte. Endlich sagte er:

„Wie — Sie wollen trotz des Verbots Ihrer mißleiteten Kameraden arbeiten? — Doch wer sind

Sie eigentlich; den alten Winand kenne ich wohl, doch Sie habe ich noch bei keinem Bau gesehen?"

Statt der Antwort langte Meunier ein Papier unter seiner Blouse hervor, entfaltete es und reichte es dann dem Meister:

„Hier meinen Paß. Es ist zwar ein französischer, doch bin ich geborener Deutscher, habe nur lange Jahre in Paris gelebt und gearbeitet. Jean Meunier ist mein Name."

Herr Steinert hatte den Paß rasch durchflogen. Neues Mißtrauen schien in ihm aufzutauchen. Der junge fremde Mensch konnte ja erst recht ein Emissär jenes geheimen Comité's sein, das seine Agenten in allen Werkstätten hatte. Doch dann hätte Jener sich nicht an ihn und um Arbeit gewendet. Er schaute zweifelnd bald in das Papier, bald in das Antlitz des Fremden, der wohl die Gedanken errathen mochte, welche den Herrn des Orts beschäftigen. Lächelnd sagte Meunier endlich:

„Versucht es immerhin mit mir, Herr Steinert, und schon bis heute Abend werdet Ihr Euch über-

zeugen können, ob ich Euch die Wahrheit gesagt habe oder nicht. Wer weiß, ob nicht noch Andere sich uns anschließen werden. Es bedarf nur eines Anfangs, denn gewiß haben viele Ihrer Leute nur gezwungen in den Strike gewilligt."

„Und als was wollt Ihr bei mir eintreten?"

Meunier erröthete leicht, doch rasch faßte er sich wieder und den Blick nicht von dem Meister abgewendet sagte er:

„Ich bin zwar kein gelernter Maurer, doch habe ich drüben schon bei einem Bau geschafft. Die Arbeit, welche Ihr an dem Hause zur Rose vorhabt, glaube ich zu kennen. Dort laßt mich beginnen und Ihr werdet dann schon sehen, ob und wozu Ihr mich gebrauchen könnt."

„Meinetwegen!" klang es nach kurzer Pause als Antwort. „Aber merkt Euch: die alte Tageszeit muß eingehalten werden und mehr als wie bisher zahle ich nicht."

„Ich bin mit Allem zufrieden — nur um Eines möchte ich Sie bitten. Ich bin ohne Mittel; meine

letzten Pfennige habe ich für die Herberge und ein Brod ausgegeben. Bewilligen Sie mir einen kleinen Vorschuß auf meinen Wochenlohn — auch meinem Kameraden hier, der es für seine Familie braucht. Sie dürfen es dreist thun, Herr."

Einen Augenblick schaute Herr Steinert den jungen Mann durchdringend an, dann griff er in die Tasche und legte drei blanke Thalerstücke auf den Tisch.

„Hier nehmt und theilt Euch darein. Bin ich dennoch betrogen," setzte er bitter hinzu, „so schreibe ich's zu dem Uebrigen."

Meunier ließ die Geldstücke unberührt. Er wandte sich an den alten Maurer ihm zur Seite und sagte:

„Nehmt Ihr das Geld, Kamerad, und behaltet's. Da wir zusammen arbeiten, können wir auch zusammen essen, und Ihr mögt die Kasse führen." Dann wandte er sich an Herrn Steinert und sprach mit einer leichten Verbeugung: — „Ich danke Ihnen, Herr und hoffe, daß Sie sich im Laufe des Tages wohl

von der Grundlosigkeit Ihrer Befürchtungen überzeugen werden."

Der Meister staunte, doch war sein Staunen ein recht freudiges. Er reichte Meunier über den Tisch hinüber die Hand und die des jungen Mannes kräftig drückend, sprach er:

„Sie scheinen mir ein ordentlicher, tüchtiger Mensch zu sein und ich will Ihnen nicht allein glauben, sondern auch das Beste von Ihrem muthigen Entschlusse hoffen. Unter Tags sehen Sie mich bei dem Bau. — Ihr, Winand," wandte er sich an den Alten, „wißt was zu thun ist und werdet Euerem neuen Kameraden schon zur Hand gehen."

Damit verließen die beiden Männer das Cabinet des Maurermeisters. Der Alte hatte vor Freude zitternd die drei Thaler eingesackt; draußen erfaßte er die Hand Meuniers und preßte sie krampfhaft in der seinigen.

„Gott vergelt's Dir, Kamerad," sprach er mit Thränen in den Augen, „was Du da gethan. Ohne Dich wären die Meinigen wohl verhungert. Doch jetzt

mußt Du mich begleiten. Meine Alte, die Kinder müssen Dir und dem Himmel danken, denn in Dir habe ich meinen Jungen, meinen Konrad, wiedergefunden.“

Meunier wurde es warm um das Herz und er fühlte sein Auge naß werden. „Das ist der erste Lohn Deines bessern Wollens,“ sagte er sich und eine Energie durchglühte ihn, die ihn jede Gefahr verachten, ihm die Arbeit, welcher er sich geweiht, als Lust und hohe Befriedigung erscheinen ließ.

Mit dem alten Winand eilte Meunier den engen Gassen der Stadt, ihrem Ende zu. Doch traten sie dabei in verschiedenen Läden ein und fanden sich endlich mit allerlei Waaren: Brod, Fleisch und Kaffee bepackt. Immer weiter ging es und die Grenzen der eigentlichen Stadt waren bereits überschritten, denn ländlicher wurde die Gegend ringsum, welche bald nur kleine unansehnliche Häuschen und Gärten zeigte. Vor einer solchen fast bäuerlichen Wohnung mit einem kleinen Gärtchen machte Winand Halt. — „Hier in der Wiesenstraße wohnen wir,“ sagte der alte Mann

stillvergnügt. Dann trat er, von Meunier gefolgt, in das Haus und in die untere Stube.

Hier sah es recht traurig aus. Eine ältere und eine jüngere Frau saßen still beisammen; sie hatten wohl geweint, denn die Augen Beider erschienen geröthet und das Gesicht der Jüngeren, welche ein kleines Kind in ihren Armen hielt, war bleich und abgehärmt zum Erschrecken. Noch befanden sich zwei Kinder, ein Knabe von vielleicht fünf Jahren und ein etwas jüngeres Mädchen, in der Stube, welche am Boden saßen und spielten. Die Kinder erhoben sich zwar und eilten auf den alten Winand zu, doch es war kein fröhliches Entgegenkommen. Matt und krank schienen sie zu sein, wie die beiden Frauen. Letztere schauten erstaunt auf den Fremden, doch bald erkannten sie, was der Alte bringe und ein Strahl der Freude tauchte auf ihren Gesichtern auf.

„Freue Dich, Alte," rief nun Winand. „Ich bringe Brot, Fleisch und Geld, und was noch besser ist, als dies Alles — Arbeit und einen Freund in unserer Noth. Nun eßt und seid fröhlich und dann

kocht uns eine tüchtige Suppe mit einem ordentlichen Stück Fleisch, denn mein neuer wackerer Kamerad, der Meunier hier, wird mit uns essen."

Die Freude, welche diese Worte hervorriefen, zeigte sich mehr auf den Gesichtern, als in Geberden und Worten, die kleine Familie schien in der That krank zu sein — sie hatte wohl zu lange hungern müssen! Doch wurde der neue Ankömmling in rührender Weise von den Armen bewillkommt. Die Alte streckte ihm ihre abgemagerten Hände entgegen und die junge blasse Frau lächelte ihn durch ihre Thränen an, während die beiden Kinder sich nur scheu und verstohlen ihm zu nähern suchten. Der Alte hatte seinen ganzen Vorrath auf den Tisch gelegt, dann schnitt er zwei Stücke Brot, die er den Kindern reichte, welche mit einem wahren Heißhunger zu essen begannen. Dabei sprach er in einem fort und diesmal zu Meunier gewendet. — „Hier meine Alte, die nun schon über vierzig Jahre mit mir Freude, doch noch mehr des Leids getheilt, und dort sitzt meine arme Marie. Vor einem halben Jahre verlor sie ihren

Mann, den Herbert — er war lange krank und hat viel gelitten und ihr Bruder, mein Konrad, ist nun auch davongegangen, doch nicht auf Nimmerwiedersehen. — Dies sind meine drei Enkelchen, die jetzt wohl auch wieder ordentlich aufleben werden!"

Fast verstohlen hatte er sich ein ziemlich großes Stück Brot abgeschnitten, das er einsteckte, dann legte er das Geld, einen Thaler und etwas kleine Münze, auf den Tisch, den zweiten Thaler reichte er Meunier und sagte:

„Stecke ihn ein, Kamerad und dann komm, damit wir dem Meister nicht zu viel Zeit verderben."

„Einen Augenblick," entgegnete Meunier. „Ihr sagtet mir, daß Euer Sohn vor wenigen Tagen fortgemußt. Er hat, wie ich glaube, bei Euch gewohnt?"

„Dort oben ist sein Stübchen — und leer!" entgegnete mit einem schweren Seufzer die alte Frau.

„Dann ersuche ich Euch, mir es abzulassen. Ich habe noch keine Wohnung, und da ich bei Euch esse, könnt Ihr mich auch beherbergen. Ich werde tüchtig

arbeiten und zu verdienen suchen, um Alles wieder einzubringen. Deshalb behaltet den Thaler nur, die Woche ist lang und ich habe ja, was ich brauche. Und nun kommt, Vater Winand, an die Arbeit!" —

Ohne den Dank, die Freudenbezeigungen der Familie abzuwarten, eilte Meunier hinaus. Der alte Maurer hatte währenddem sein verschiedenes Handwerksgeräthe zusammengerafft und Beide schritten nun rüstig ihrer Arbeitsstelle zu.

Der Morgen war mittlerweile vorgerückt und es überall recht lebendig geworden. Der Theaterplatz hatte sich in einen Markt verwandelt. In langen Reihen standen die ländlichen Verkäuferinnen mit frischem Gemüse, Früchten und duftenden Blumen, und die Hausfrauen, junge Mädchen, Mägde zogen mit ihren Körben auf und ab, feilschend und kaufend. Die Läden ringsum waren geöffnet, nur das Haus zur Rose schien von außen wie von innen ausgestorben. Es hatte im Erdgeschoß keine Läden wie die übrigen Häuser, die Fenster dieses untern Theils waren sogar mit eisernen Gitterstäben verwahrt. Das große Thor,

welches auf dem Schlußstein der Wölbung eine in den Stein gehauene Rose, die ehemals wohl vergoldet gewesen sein mochte, zeigte, welches Wahrzeichen dem Hause den Namen gegeben, war geschlossen und jedes Fenster von innen mit dichten, weißen Gardinen verhängt. Das Gerüst stand noch immer leer und kein Maurer war in der Nähe, der gleich dem alten Winand Miene gemacht die Arbeit wieder aufzunehmen.

Nur kurze Vorbereitungen waren nöthig, dann erstieg Meunier mit dem Alten das Gerüst und Beide begannen wohlgemuth und im Herzen zufrieden ihre Arbeit, den Verputz des alten Hauses zur goldenen Rose.

Fünftes Capitel.

Die Heldenthaten des Komödianten.

Um dieselbe Zeit erwachte Franz Wilden auf seinem Lager. Er reckte sich, gähnte, rieb die schlaftrunkenen Augen und krähte endlich: — „He Müller! — Meunier! — Zum Teufel, antworte doch! — Schnalle mir die Rüstung an! Mein Pferd gezäumt! Oder bei Sanct Paul — den Kopf Dir ab!"

Doch keine Antwort folgte und stille blieb es in dem kleinen dumpfigen Zimmer.

Nun richtete sich Wilden langsam empor und schaute umher.

„Er ist fort," murmelte er mit natürlichem Ton, „hat Wort gehalten und wird keinen Schluck mehr

für mich zahlen. Ich wußte es und deshalb der wüste Traum. Ach, ich fühle mich wie gerädert," sagte er nach einer Pause, während er sich mit Mühe auf die Beine gebracht. „Hunger habe ich und Durst, und deshalb muß ich fort, hinaus in die Bude und zu dem Tyrannen. — Daß gerade Er, der Dinkelsbühl hier die Direction haben muß! Das kann nur mir passiren. Indessen ich versuch's! und schlägt es fehl, so wende ich mich an die Bande. Collecte heißt das Zauberwort, welches mich noch ein paar Tage über Wasser und am Leben halten kann. Das Uebrige wird sich finden. — Vorerst aber muß ich mein Aeußeres restauriren und so menschlich als möglich zu gestalten suchen."

Er warf einen Blick auf seine zerfetzten Kleidungsstücke und seine Züge verzerrten sich zu einer Grimasse.

„Pfui! in diesem Aufzug darf ich mich im Theater nicht sehen lassen. Abermals sind ein paar Nähte geplatzt. Warum auch mußte ich mich in meinem besten Wamms schlafen legen? Haha! ich glaube

fast, daß ich mich vor dem Halbfranzosen in seiner grauen Blouse geschämt eine bequemere Nachttoilette zu machen. — Wenn ich meine Lumpen nur mit andern, besseren vertauschen könnte? Kein Schrank, kein fremder Koffer befindet sich in diesem erbärmlichen Loch. Ich werde meine Blößen wohl mit Anstand und Würde decken müssen. — Oder sollte dennoch — in der Nähe — das Richtige zu finden sein? — Es ist so stille im Hause und ich könnte schon eine flüchtige Entdeckungsreise wagen."

Lauernd hatte Wilden bei diesen Worten seine kleinen glühenden Augen im Zimmer umhergesandt, ohne zu finden, was er wohl suchte. Zwar stand in einer Ecke ein großer altmodischer Schrank, doch derselbe erwies sich als vollständig leer. Nun näherte er sich der Thüre, öffnete diese leise und horchte hinaus. Das Zimmer lag im dritten Stockwerk und die Bewohner der übrigen Räume waren wohl schon längst auf und davon gegangen. Einen Augenblick zauderte Wilden, dann trat er hinaus auf den Gang und schlich auf den Zehen zu einer der Thüren hin.

— Diese war verschlossen, eine zweite und dritte waren es ebenfalls. Noch blieben zwei Thüren zu untersuchen und Wilden schritt weiter. Jetzt berührte seine Hand eine Klinke und die Thüre ging auf; sie war nur angelehnt gewesen. Ohne Zaudern trat er in die Kammer. Sein Auge leuchtete auf wie das eines niedern Raubthieres, als es einen Schrank streifte, in dessen Schloß der Schlüssel stak. Im folgenden Augenblick war der Behälter geöffnet. Er enthielt Kleidungsstücke gewöhnlicher, doch auch besserer Art, die einem Arbeiter gehören mußten. Rasch und gewandt wurden sie von den hageren Fingern Wildens gemustert und bald darauf huschte der alte, zum Dieb gewordene Komödiant mit seinem ärmlichen Raube wieder in sein Zimmer zurück.

Etwa eine Viertelstunde später trat Wilden, in seinem Aeußern vollständig verändert, hinaus auf den Flur. Er trug einen bis zum Halse zugeknöpften, recht anständigen Rock, dunkle Beinkleider und einen runden Filzhut, wohl der Sonntagsstaat eines in der Herberge wohnenden Arbeiters. Seine eigene zer=

lumpte Garderobe hatte er hinter dem schweren Schrank in seinem Zimmer versteckt. Stille herrschte noch immer im Hause. Wilden stieg keck, wenn auch wohl mit klopfendem Herzen die Treppe hinunter. Unten wartete er bis der Hausgang leer war, dann sprang er rasch die letzten Stufen hinab und eilte hinaus auf die Gasse. Niemand hatte ihn gesehen. Noch einige rasche Schritte, dann bog er um eine Ecke in eine andere Gasse ein und war vor der Hand in Sicherheit.

Mit stolzen Schritten, hoch erhobenen Hauptes und mit einer kecken herausfordernden Grimasse die ihm Begegnenden anschauend, schritt Wilden dahin. Nicht die geringste Bewegung empfand er über die schlechte That, welche ihn zum Verbrecher stempelte, wohl aber erfüllte ihn ein Gefühl des Wohlbehagens, so gut und besser denn seit langer Zeit gekleidet zu sein, wenn auch der Rock, den er trug, mehr für den Winter als für die jetzige wärmere Jahreszeit paßte.

Das Theater war bald erreicht und mit richtigem

Instinkt, ohne irre zu gehen, fand der Schauspieler den Weg zu den Räumen, in denen der Herr Director thronte.

Ein kräftiges Anklopfen, ein verhältnißmäßig gleich lautes „Herein" einer scharfen Stimme und Franz Wilden betrat die Kanzlei, der Vorhof des directorialen Paradieses, welches sich hinter jener Thüre befinden mußte, auf der ein Zettel mit der Bezeichnung „Cabinet der Direction" prangte. Der Inhaber der scharfen Stimme war ein auffallend kleiner Herr, noch jung an Jahren mit modern zugeschnittenem Backen- und Schnurrbart, der mit einem fast impertinent hochmüthigen Blick und merklich zusammengezogenen Brauen den Eintretenden musterte, der sich erlaubte, in einer Weise anzuklopfen, als ob er ein erstes Mitglied allerersten Ranges, ein Emil Devrient, Dawison oder gar ein Niemann oder Wachtel gewesen. Die Erscheinung Wildens war, wenn auch auffallend, doch keineswegs Ehrfurcht oder gar Bewunderung erweckend, dafür sagte sie dem Kenner sofort — und ein solcher war der kleine große Directions-Secretair,

Herr Lochmann — die zwei bedeutsamen Worte: Engagement oder — Collecte.

„Sie wünschen?“ schnarrte Herr Secretair Lochmann den Eingetretenen in einer Weise an, daß dem alten, geriebenen Komödianten bereits das erste der obigen Worte als eine Chimäre vorkommen mußte. Doch er ließ sich durch den Empfang des wichtigen, kleinen Männleins nicht beirren, sondern entgegnete ergänzend und wo möglich noch schnarrender als Jener: „Den Herrn Director zu sprechen.“

„Unmöglich für heute, Herr Director von Dinkelsbühl sind zu beschäftigt,“ lautete die Antwort, welche schon mit zornfunkelnden Augen gegeben wurde und von einer Handbewegung begleitet war, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ.

Wilden grinste dem kleinen Herrn sein freundlichstes Lächeln entgegen, machte eine Verbeugung, die ebenso sehr als Höflichkeitsbezeugung wie als Ironie gelten konnte, und erwiderte rasch:

„Werde warten, Herr Secretair! Sind alte Bekannte, Herr von Dinkelsbühl und ich, waren zusammen

engagirt — vor Jahren. Lassen Sie sich indessen durch meine Anwesenheit in Ihrer Arbeit nicht stören, ich sehe die Herren Theater-Diener warten auf die Probezettel. Thun Sie nur, als ob ich nicht zugegen wäre, ich verzichte für den Augenblick gerne — recht gerne auf Ihre Unterhaltung, Herr Secretair."

Das Gesicht des Angeredeten war um ein weniges bleicher geworden, er kniff die Lippen zusammen und brummte: „Unverschämter," was aber der alte Schauspieler nicht zu hören schien. Er drehte dem Herrn Secretair sehr respectwidrig den Rücken und wandte sich einer langen Bank zu, die wohl für Wartende dastand und bereits auch von mehreren Leuten besetzt war. Andere Herren standen in einer kleinen Gruppe beisammen und hatten lautlos die kurze Scene zwischen dem alten Schauspieler und dem kleinen, doch wie es schien, sehr gefürchteten Secretair der Direction mit angesehen. Bei den letzten Worten Wilden's mußten sich mehrere der Herren umkehren, wohl um ein Lachen zu verbergen. Herr Lochmann beschäftigte sich ruhig hinter seinem hohen Stehpult mit dem Unter-

zeichnen verschiedener Papierblättchen, welche er dann den beiden harrenden Theaterdienern gab und Herr Wilden machte Miene, sich den Herren, in denen er Schauspieler, Collegen witterte, zu nähern. Doch diese mußten wohl größtentheils fürchten, daß ein Anbinden mit dem frechen Gesellen sie in den Augen des Secretairs compromittiren könne, und räumten deshalb schnell das Feld.

„Auf Wiedersehen, Herr Secretair!“ klang es, und: „In einer Stunde bei Mirani in der ewigen Lampe, lieber Lochmann, die Austern sind frisch und der Champagner ist köstlich.“ — Ein Dritter, ein breitschulteriger, haarbuschiger Geselle rief sogar recht vertraut: „Machen wir heute Nachmittag einen Spazierritt oder gehst Du lieber auf die Jagd? In der ewigen Lampe können wir es besprechen, Adieu Heinz!“ Dann eilten die Drei der Thüre zu und ohne Gruß an Wilden vorüber, der ihnen gelassen den Rücken kehrte. Der vierte, ruhig an seinem Platz gebliebene Herr, war kein Schauspieler, dies sah Wilden sofort, denn derselbe hatte etwas spießbürgerliches, sogar hand-

werkermäßiges. Dafür aber lächelte er freundlich und unbekümmert um die drohenden Blicke Lochmann's dem alten Schauspieler entgegen, der sich ihm näherte um ein Gespräch zu beginnen.

„Sie können gehen, Herr Jossen. Ich werde Ihnen durch den Theaterdiener sagen lassen, wie der Herr Director die Schlußdecoration wünscht." So rief der Secretair mit befehlender Stimme dem Harrenden zu.

Dieser rührte sich nicht von der Stelle und entgegnete in ruhiger Weise:

„Ich habe Zeit und kann warten. Herr Regisseur Eder, der bei dem Herrn Director ist, hat mich hierher bestellt und würde es übel nehmen, wenn ich mich entfernte."

Der Herr Secretair biß sich zum zweiten Male auf die Lippen und kramte wieder emsig in seinen Papieren.

In diesem Augenblick wurde die Thüre der Kanzlei rasch und weit aufgerissen und eine junge Dame in bauschiger hellgrüner Seidenrobe, reichem,

wenn auch etwas auffallendem Aufputz, rauschte, von mehreren Herren gefolgt, in das Bureau und direct auf Herrn Lochmann zu, der ihr zuvorkommend entgegentrat.

„Guten Morgen, lieber Secretair!“ redete sie ihn mit freundlichstem Ausdruck ihres hübschen Gesichtchens an, die tintenbeklexten Finger des Kleinen mit ihrer feinbehandschuhten Hand drückend und schüttelnd. „Ich muß ihn sprechen, sogleich, bevor der gräuliche Eder von ihm weggeht. Bitte, führen Sie mich zu ihm!“ Dann neigte sie sich zu dem Herrn Lochmann nieder und flüsterte ihm mit süßem Lächeln zu: „Sind mir doch nicht böse, daß ich Ihnen von meinem Ueberfluß gesandt? Herr van der Meulen hat mich gestern zu reich bedacht, ganze Körbe voll standen in meinem Zimmer; die Pasteten waren köstlich, die Weine exquisit. Ich freute mich nur darüber, weil ich die Herrlichkeiten mit meinen Freuden theilen durfte.“

Ein neuer langer Händedruck folgte und die leichte Verbeugung, welche der kleine Herr Secretair machte, sprach deutlich seinen Dank für die heimliche,

doch gewiß köstliche Gabe der schönen jungen Dame aus. In gleich hastiger und flüsternder Weise erwiderte er:

„Ich habe Ihr Briefchen gelesen, Fräulein Laforest, und den Alten heute früh schon zu bearbeiten versucht, doch fürchte ich leider, daß alle Mühe vergebens sein wird. Eder, den ich ebenfalls vorgenommen, bevor er zu ihm eintrat, will keine Vernunft annehmen. In Mozart's Don Juan darf kein Tanz eingelegt werden, so meinte der Herr Regisseur und eher würde er seine Stellung aufgeben, als in eine solche Versündigung gegen den größten deutschen Meister willigen."

„Das fängt hübsch an!" zischelte die Dame mit einem recht ordinair klingenden Ton, wobei ihre Finger eines der auf dem Tische liegenden Papiere zornig zerknitterten.

„Sie stehen bereits auf dem Zettel und müssen wie Ihre Colleginnen in dem Menuet mittanzen. Eder hat den revidirten Zettel mit hineingenommen."

„Das wird mein Tod sein!" keuchte Fräulein

Laforest auf, ohne Rückhalt ihrem Zorn Luft machend. „Ich kratze dem Ungeheuer von Regisseur die Augen aus! Einer von uns Beiden muß aus dem Engagement. Ah, ich habe Freunde und Mittel, meinen Willen durchzusetzen. Und Sie," dabei wandte sie sich an die Herren, welche mit ihr in die Kanzlei eingetreten, „Sie müssen mir beistehen, denn auch Sie geht es an. Die neue Regie will ein neues Regiment einführen; jede kleine Rolle soll womöglich mit ersten Mitgliedern besetzt werden, wie ich, die erste Solotänzerin in einem miserablen Menuet und mit dem Corps de Ballet tanzen soll. Ich thue es nicht — niemals! — und Sie werden auch Opposition machen. Wir müssen zusammenhalten und werden schon triumphiren!"

Der kleine Secretair blieb bei diesem heftigen Ausbruch der Tänzerin äußerst ruhig; er zuckte sogar, trotz des köstlichen Geschenks zweifelnd die Achseln und die Herren, Sänger und Schauspieler, Mitglieder ersten und zweiten Ranges regulirten ihr Thun nach dem des allmächtigen Männchens, das als die rechte

Hand der Direction und zugleich als gefährlicher Intriguant bekannt und gefürchtet war. Sie schwiegen und zuckten als Antwort auf die directe Aufforderung der Tänzerin zur Rebellion ebenfalls die Achseln.

Da näherte sich der alte Wilden der Zornigen.

Er hatte einige Worte mit dem Maschinisten gewechselt, dann die Eingetretene staunend gemustert. Jetzt sprach er mit seiner höhnisch grinsenden Freundlichkeit zu ihr:

„Eine alte Bekannte, wenn ich nicht irre? —"

Fräulein Laforest schaute die eigenthümliche Gestalt des alten Schauspielers überrascht an, dann wich sie einen Schritt zurück und erwiderte stolz:

„Ich bin die Laforest, erste Solotänzerin und wohl niemals mit Ihnen in Berührung gekommen."

„Und ich wollte darauf schwören, daß ich die große Ballerina als Kind gekannt und sogar oftmals mit dem Bodensatz meiner Tasche gefüttert habe. Nur ein wenig guten Willen und Sie werden sich schon entsinnen. Die Frau Mama spielte komische Alte und herzlich schlecht und ihr naseweises Töchterlein

war froh, wenn der berühmte Mime Franz Wilden es mit einem Blick beglückte. Doch damals hießen Sie nicht Laforest, sondern wie die Frau Mama —"

„Ach! — einen Stuhl! — mir wird übel!" schrie plötzlich die Tänzerin, dem alten Schauspieler in die Rede fallend. Im nächsten Augenblick wäre sie auch wirklich zu Boden gesunken, wenn die Herren sie nicht zuvorkommend in ihren Armen aufgefangen.

Alle Anwesenden, außer Wilden und dem Maschinisten, bemühten sich tumultuarisch um die Ohnmächtige.

„Herr," schrie der kleine Secretair sich zornig blähend wie ein calecutischer Hahn, „Sie sind ein Unverschämter und ich fordere Sie nochmals auf, das Directions-Bureau zu verlassen, oder ich werde genöthigt sein, Sie durch meine Leute hinausbefördern zu lassen!"

„Haha!" lachte Wilden dem kleinen Männchen frech in das zorngeröthete Gesicht. „Ich fürchte Sie nicht, kleiner Gnome, denn Sie haben hier gar Nichts zu befehlen! — Ich werde nur der Macht der Ba-

jonette weichen, — jedoch erst, nachdem ich mit dem Herrn Director gesprochen."

Der Tumult wurde ärger, denn nun nahmen sich auch die Schauspieler ihres kleinen Protectors an. Da ertönte plötzlich eine scharfe Stimme; laut und befehlend rief es:

„Was giebt es hier?"

Auf einen Schlag verstummte das Sprechen und Schreien. „Der Herr Director!" klang es leise und furchtsam, und scheu wichen die Mitglieder, gleich wie der Herr Secretair zurück. Auch Fräulein Laforest fand es für gut, rasch aus ihrer Ohnmacht zu erwachen.

Aus der Thüre des Directions=Cabinets waren zwei Herren getreten. Der Eine, eine große, hagere Gestalt mit starkem Haarwuchs und einem Backenbart, dessen Form wohl dem Herrn Secretair als Modell für die eigene haarige Gesichtszierde gedient haben mochte, hatte die wenigen Worte gesprochen, welche eine so überraschende Wirkung hervorgebracht. Wie ein starrer, unerbittlicher Richter stand er da und blickte mit einer souverainen Gering=

schätzung auf die in devotester Weise sich vor ihm verbeugenden Herren. Sein Begleiter war Herr Regisseur Eder. Mit verschiedenen Papieren unter dem Arm blieb er einen Schritt hinter seinem gefürchteten Chef stehen.

„Dieser Mensch, —" keuchte der Herr Secretair. Doch er kam nicht weiter.

„Schon gut, Herr Lochmann," fuhr Herr von Dinkelsbühl den Kleinen an und mit einem Ausdruck seiner Stimme, daß dem Angeredeten die weiteren Worte in der Kehle stecken blieben. Vor Zorn knirschend, zog dieser sich hastig nach seinem hohen Stehpult zurück, hinter welchem seine kleine Gestalt es für gut fand, für's Erste zu verschwinden.

„Was verschafft mir so früh schon das Vergnügen, mein Fräulein?" wandte sich der Director mit anderem Tone und recht galant zu der Tänzerin.

„Ich wurde beleidigt, schwer gekränkt, Herr Director," hauchte diese in einer Weise, die nur zu deutlich zeigte, daß sie den großen Mann eben so sehr fürchtete, wie ihre Collegen. Dann deutete sie auf

Wilden und fuhr mit Ton und Geberden eines Opfers fort: „Dieser Herr —“

„Wer sind Sie und was suchen Sie hier?“ herrschte Herr von Dinkelsbühl jetzt den alten Schauspieler an, den er bereits mit seinen durchdringenden Augen fixirt, dabei die Anklage der Tänzerin unbarmherzig entzweischneidend.

„Eines Ihrer Mitglieder aus früherer Zeit,“ entgegnete Wilden gelassen, doch durchaus nicht eingeschüchtert, „das mit dieser schönen Dame eine kleine Erkennungsscene aufgeführt, die eine so tragische Wendung genommen. Sie selbst, Herr Director, werden meine Worte am Besten bezeugen können, denn die — die Mama des Fräuleins hier war ja bei Ihnen engagirt, vor etwa zwanzig Jahren, als Franz Wilden den Moor, Hamlet, Posa — wer zählt die Namen alle — spielte!“

Auf dem Gesicht des Herrn von Dinkelsbühl tauchte ein flüchtiges Lächeln auf und ein ironischer Blick streifte die arme, einer neuen Ohnmacht nahe Tänzerin. Doch sofort nahmen seine Züge wieder

ihre frühere kalte und stolze Ruhe an. Ohne Wilden vorerst weiter zu beachten, wandte er sich an Fräulein Laforest und sprach in einer Weise, die keine Entgegnung zuließ:

„Haben Sie die Güte, mein Fräulein, mit Herrn Regisseur Eder in mein Cabinet zu treten. Derselbe wird Ihnen auseinandersetzen, daß Ihr Wunsch, der Sie zu mir geführt, unmöglich zu realisiren ist.“

Dabei deutete er auf die offene Thüre seines Cabinets und Fräulein Laforest, die stolze, eben noch mit jedmöglicher Opposition drohende Ballerina, folgte dem Wink, ohne nur ein Wörtchen zu wagen, ohne nur den Blick zu dem gefürchteten Manne zu erheben.

Hinter ihr und Herrn Eder schloß sich die Thüre des directorialen Heiligthums und nun wandte sich Herr von Dinkelsbühl an den alten Schauspieler. Hochauf richtete sich seine große Gestalt, seine ausdrucksvollen Züge nahmen eine eisige Kälte an und mit einer scharfen durchdringenden Stimme sprach er:

„Was wünschen Sie von mir, Herr Wilden? Ich bin beschäftigt.“

„Engagement, Herr Director!“ war die kurze, doch keck gegebene Antwort.

„Bedauere! mein Personal ist complet.“

Die trockene Abweisung, gegen welche es keine Appellation mehr zu geben schien, machte auf den alten Komödianten denn doch eine ganz gewaltige Wirkung. Er fühlte seine kecke, fast freche Zuversicht vor diesem energischen Willen zergehen wie Schnee in der Sonne. Seine ganze Hülflosigkeit trat mit einem Male grell vor seine Seele; gab es hier keine Hülfe, keine Rettung für ihn, so war er verloren. Sein Herz preßte sich zusammen, seine Lippe zitterte und die Stimme wurde weich, indem er leise sprach:

„Nur eine kleine, unbedeutende Stellung, Herr — von Dinkelsbühl. Ich bin bereit Alles zu spielen und Sie kennen mich ja — von früher her.“

„Eben deshalb!“ war die lakonisch, und mit gleicher schneidender Kälte gegebene Antwort. „Und dann wissen Sie aus Erfahrung, daß ich keine alten Schauspieler engagire. Guten Morgen.“

Dabei wandte er Wilden den Rücken und schritt auf sein Cabinet zu.

Hinter dem hohen Stehpult tauchte der Kopf des kleinen Secretairs wieder auf, dessen Gesicht einen höhnisch triumphirenden Ausdruck angenommen und der mit seinem Barte, geschnitten wie der des Directors, in diesem Augenblick genau wie der Affe seines gestrengen Herrn und Gebieters aussah.

In Wilden regte sich bereits wieder der alte Trotz. Er hatte Nichts mehr zu hoffen, Nichts mehr zu verlieren, das fühlte er nur zu gut, doch wollte er den Platz nicht ohne eine kleine Revanche räumen. Sich reckend und die glühenden Augen voll Haß und Spott auf den Abgehenden gerichtet, rief er mit seiner schnarrenden Stimme:

„Allerdings kenne ich den Grundsatz des Herrn Directors von Dinkelsbühl, daß ein fünfzigjähriger Schauspieler nur noch werth ist, mit einem Stein am Halse wie ein räudiger Hund ersäuft zu werden, und gerade deshalb bin ich hierher und zu ihm gekommen."

Der Director war an der Thüre seines Cabinets angelangt; schon hatte er die Hand auf den Drücker gelegt, da tönten diese Worte an sein Ohr und wohl überrascht von der Neuheit der Situation, daß irgend ein Bühnenangehöriger gewagt, also zu ihm zu reden, wandte er sich um und blickte den alten Komödianten mit stolzer Verachtung durchbohrend an.

„Auch Sie, Herr von Dinkelsbühl, sind Schauspieler gewesen — so glaubten Sie wenigstens, wenn auch das Publikum es nie glauben wollte!“ — fuhr Wilden fort, ohne sich im geringsten durch den Blick des Gefürchteten, der einen gewöhnlichen Sterblichen in den Boden geschlagen hätte, einschüchtern zu lassen. — „Auch Sie sind, gleich mir, fünfzig Jahr alt geworden und Einer von uns muß nun Ihrem unfehlbaren Ausspruche erliegen. Da ich indessen durchaus keine Lust verspüre eine solche nasse Partie zu machen, so bin ich bereit an Ihnen zu thun, was Sie als dringende Nothwendigkeit erkannt haben, und hoffe ich dies Geschäft so gut zu besorgen, daß es Herrn von Dinkelsbühl ferner nicht mehr möglich werden soll,

seine Mitglieder zu tractiren — wie seine Hunde! Somit denn — auf Wiedersehen!"

Ein staunendes, entsetzliches „Ah!" klang leise durch das Zimmer. Die Schauspieler wichen erschrocken von dem Menschen zurück, der es gewagt, solche Worte zu dem allgemein und mit Recht gefürchteten Manne zu reden, und stolz wie ein König schritt Wilden dem Ausgang zu, während Herr von Dinkelsbühl, ohne ein Wort zu erwidern, hinter der Thüre seines Cabinets verschwand. —

Wenige Augenblicke später stand der alte Komödiant unter dem großen Ausgang des Theatergebäudes. Noch immer arbeitete seine Brust, denn die kleine Scene hatte ihn doch mehr angegriffen als er gedacht. Die Zähne fest aufeinander gebissen, den Blick voll heißem Haß und Zorn zu Boden gesenkt, murmelte er: „Was nun?! —"

Eine Weile schaute er sinnend vor sich hin, dann hob er langsam den Kopf und blickte auf den vor ihm liegenden Platz hinaus, der mittlerweile zu einem Markt und recht belebt geworden war.

Sein Auge streifte das Haus zur Rose.

„Ah!“ fuhr er plötzlich auf. „Vor mir liegt die Rettung und nicht — bei denen dort oben. Ich will hin und mit dem Besitzer meines Eigenthums reden.“

Schon wollte Wilden rasch hinaus auf die Straße treten, als er plötzlich eine leichte Berührung seiner Schulter fühlte. Ueberrascht wandte er sich um und erblickte den Maschinisten Jossen, mit dem er im Directions-Bureau vor dem Eintritt der Tänzerin einige Worte gewechselt.

Der Mann schaute ihn gutmüthig lächelnd an, dann sagte er leise:

„Das habt Ihr brav gemacht! So hat noch Niemand gewagt, zu dem stolzen herzlosen Menschen zu reden und das ganze Personal wird sich im Stillen doch gewaltig über die Lection freuen, die der Lange von Euch erhalten. Doch mit dem Engagement ist es Nichts. Sagt mir offen, was Ihr nun zu thun gedenkt.“

Wilden blickte den Sprecher an, dann zuckte er

die Achseln und erwiderte mit einer Geberde Herzogs Alba:

„Nichts!"

Der Andere fuhr fort, hastiger und leiser noch als vorhin:

„Ihr gefallt mir und ich will Euch einen Vorschlag machen — doch müßt Ihr mir meine Worte nicht übel nehmen, wenn sie Euch nicht gefallen sollten. Ich brauche noch einen Gehülfen, der zugleich auch als Lampist zu fungiren hat, habe vom Director Vollmacht eine Person anzunehmen und deren Leistungen im Tagelohn zu verrechnen und darf ich pro Tag einen Thaler bewilligen. Wollt Ihr die Stelle, so soll es mich freuen."

Ueberrascht fuhr Wilden zusammen. Einen Thaler täglich! — das war Hülfe in der Noth! Doch schon im nächsten Augenblick machte er eine Grimasse.

„Maschinist und Lampist?!" — sagte er — das „Pfui!" welches dem Ausruf folgen sollte, hinunterschluckend. „Ich, ein Künstler von altem Renommé,

der als Stern erster Größe auf Deutschlands Bühnen geleuchtet, soll Gasflammen anstecken?! Mensch! wäre der Gedanke nicht so verwünscht gescheit, man wäre versucht, ihn herzlich dumm zu nennen!"

„Haha!" lachte der Andere auf. „Macht Euch deshalb keine Sorge. Ihr erleuchtet ja auch auf diese Weise Euer Publikum. Nehmt meinen Vorschlag an und Ihr werdet's gewiß nicht bereuen."

„Doch der Tyrann — was wird der dazu sagen?"

„Für's Erste soll er Nichts davon erfahren! ich beschäftige Euch während der ersteren Zeit nur auf der Ober-Maschinerie, später wird sich das Uebrige schon finden. Schlagt ein!"

Noch einen Augenblick schwankte der Schauspieler, endlich schlug er in die dargebotene Rechte des wackern Menschen ein und rief:

„Versucher, nimm mich hin! als Ober-Maschinist und Erleuchter des Olymps! Einstweilen lasse ich mir Bart und Nägel wachsen zu Schutz und Trutz. Doch nun komm, Kollege und laß uns — frühstücken."

„Ich führe Euch in den Omnibus, unsere

Stammkneipe, dort sind wir unter Freunden und Ihr könnt uns vom Tyrannen erzählen nach Herzenslust."

„Gut, und eine Geschichte sollt Ihr hören, wie man — wenn auch just nicht Präsident, doch Director und Künstlerschinder wird!"

Noch einen langen Blick warf Wilden auf das Haus zur Rose. „Es ist für später!" murmelte er, dann folgte er dem rasch die Straße entlang schreitenden Maschinisten.

Sechstes Capitel.

Im Hause zur goldenen Rose.

In dem großen Hause zur goldenen Rose war es während dieser Zeit etwas lebendiger geworden. An den unteren Fenstern hatte man die weißen Gardinen aufgezogen und die beiden auf dem Gerüst arbeitenden Maurer vermochten einen Blick in das Innere des Hauses zu werfen. In der Eckstube des ersten Stockwerks, entgegengesetzt der großen Einfahrt, saßen zwei Leute, ein alter Herr und eine Frau, beim Frühstück. Jean Meunier, der in der Nähe eines der Fenster dieser Stube arbeitete, konnte sie sehen und ihr Anblick mußte auf den jungen Menschen einen ganz ungewöhnlichen Eindruck machen, denn sein

Gesicht wurde bleicher und nach einer Weile ließ er den Kopf matt auf die Brust niedersinken. Unbeweglich stand er da, nur seine Brust schien mächtig zu arbeiten. Endlich, auf einen Zuruf Winands, der da glaubte sein junger Gefährte sei unwohl geworden, ermannte sich Meunier. Mit der Hand fuhr er über die Stirne, flüchtig über die Augen, dann begann er wieder zu arbeiten, doch immerfort verstohlen und ernsten Blickes in das Zimmer und auf die beiden darin befindlichen Personen schauend.

Die ziemlich geräumige Stube war hübsch, wenn auch etwas altmodisch ausstaffirt. Die Wände bedeckten ringsum buntbemalte Leinwandtapeten, allerlei Landschaften darstellend. Nur in einer Ecke zeigten sich zwei schmale Flächen. Dort mußte wohl einst, bei Herrichtung des Raumes ein Möbel gestanden haben, welches diese Blößen der beiden Wände veranlaßt und bedeckt. Es war nicht mehr vorhanden und nun hingen mehrere ältere Oelgemälde dort, ohne jedoch im Stande zu sein die gestörte Harmonie der hübschen Wandbekleidung wieder herzustellen. Am

Fenster stand ein kleiner gepolsterter Sammt-Sessel vor einem Arbeitstische, auf dem ein angefangener Strickstrumpf, ein Buch und eine Brille lagen; ein zweiter, doch großer Lehnstuhl befand sich vor dem Frühstückstisch, der mit altmodischem zinnernen Geschirr von hübscher geschnörkelter Form und wie Silber blinkend besetzt war. In dem großen Lehnstuhl saß ein alter Herr, eine durch die Last der Jahre gebückte, doch noch immer mächtige Gestalt. Eine schwarze faltige Seidenmütze, unter der einige spärliche weißgraue Haare hervorschauten, bedeckte schützend den sonst wohl kahlen Kopf, während ein weiter Schlafrock von buntem indischen Kattun die ganze hohe, breitschulterige Gestalt einhüllte. Das Gesicht zeigte eine fahle kränkliche Farbe und schlaff hingen die ehemals wohl vollen und frischen Wangen nieder. Matt, fast stumpf war der Blick der kleinen Augen und langsam die Bewegung der Hände, welche in Pausen die kleine, mit Kaffee gefüllte Tasse zum Munde führten. Ihm gegenüber saß eine Frau, wohl etwas jünger als der Alte, in behäbiger und für die Morgen-

stunde, wie für eine so alte Dame fast gesuchter Tracht. Es war kein nachlässiger Morgenanzug und in dem braunen Kleide von feinem Wollenstoff hätte sie schon eine Promenade durch die Stadt machen können. Eine weiße tadellos gefältelte Haube umschloß das noch hellbraune Haar und das Gesicht war, wenn auch durchfurcht, doch noch immer frisch und für das Alter der Frau hübsch zu nennen.

Es waren Herr Klaas van der Meulen und seine Gattin Gertraud, die zeitweiligen Besitzer des Hauses zur Rose.

Die hellen Augen der Frau ruhten oftmals forschend auf dem Antlitz des Gatten, wenn sie ihm die kleine Tasse von Neuem vollschenkte, oder ihm ein weißes Weckstückchen mit frischer Butter bestrich; doch sprach sie ebenso wenig wie ihr stets niederblickender Gatte. Endlich als das Frühstück zu Ende war, eine ältere Dienerin auf den Ruf einer Klingel erschienen und den Tisch abgeräumt, Herr van der Meulen sich in seinen Sitz zurücklehnte, hub Frau Gertraud mit leiser Stimme und merklich vorsichtig an:

„Du scheinst wieder eine schlechte Nacht gehabt zu haben, Klaas? Denn so still und in Dich gekehrt wie heute habe ich Dich seit langer Zeit nicht gesehen.“

Herr van der Meulen schlug seine Augen auf, blickte seine Frau eine Weile an, dann antwortete er langsam, doch bestimmt:

„Du irrst, Gertraud. Seit Jahren habe ich nicht so gut geschlafen wie vergangene Nacht, und wenn ich auch still meinen Gedanken nachhänge, so fühle ich mich doch recht wohl; ich bin zufrieden, sogar vergnügt!“

Die Frau athmete sichtlich auf. Dann sprach sie mit frohem Ton:

„Das freut mich, Klaas, besonders — für Ihn, denn er will heute Vormittag zu uns kommen.“

Das Gesicht des alten Herrn van der Meulen verfinsterte sich.

„Es ist gut,“ entgegnete er trocken. „Doch irrt er sich, wenn er glaubt, mit gefüllten Taschen wieder davonzugehen; ich mag und kann kein Geld mehr hergeben.“

„Sei doch nicht so hart gegen Dein — einziges Kind!“ bat Frau Gertraud bewegt und mit zitternder Stimme, dabei mit gefalteten Händen zu dem alten, wieder finster vor sich hinblickenden Manne aufschauend. „Er ist jung, und in seiner Lage, bei seiner Umgebung kann er die Ausgaben nicht wohl umgehen. Mit Deinem Willen ist er Soldat, Officier geworden, nun mußt Du ihn auch seinem Stande gemäß unterstützen.“

„Ich denke, das habe ich redlich gethan, Alte. Sein Conto will ich Dir zeigen und da wirst Du sehen, daß er bereits mit sechsundzwanzig Jahren den größten Theil seines Erbes durchgebracht. Das muß aufhören, denn triebe er es so fort, würde ich Eueren Bitten nachgeben wie bisher, so wäret Ihr, zählte er dreißig, Bettler! — Ich sage Ihr, denn ich werde den Zeitpunkt wohl nicht erleben.“

„Grundgütiger Gott, welche Gedanken, Klaas!“ entgegnete Frau van der Meulen erschrocken, und recht erregt fuhr sie fort: „Ich kann es mir nicht denken, daß unsere Capitalien schon jetzt in solcher

Weise abgenommen haben sollten, es ist nicht möglich!"

„Und doch ist es so, Frau!" klang es mit einem Anflug von Hohn. „Seit sechs Jahren kostet mich der Bursche an dreißigtausend Thaler. Ist es denn auch anders möglich?! Anstatt bei uns zu wohnen — und die Rose hat doch wahrlich der leeren Zimmer genug! — muß er ein eigenes Appartement mit Stallungen und Remise, schöne Pferde, eine Jagd-equipage haben; statt mit seinem Gelde hauszuhalten, verlottert er es mit seinen Kameraden, die viel reicher sind als er, spielt und — macht Tänzerinnen den Hof. Oh, ich weiß Alles! Doch nun ist's vorbei und nochmals: es ist gut, daß er kommen wird, denn ich habe Ernstes mit dem Jungen zu reden. — Wer weiß? — Der Andere hätte uns, trotz Allem, wohl solchen Kummer nicht gemacht!"

„Kein Wort von ihm!" schrie Frau van der Meulen plötzlich und wie in tödtlicher Angst auf. Schon bei der früheren, für sie gewiß entsetzlichen Mittheilung ihres Mannes hatte sie still weinend

beide Hände vor das Gesicht geschlagen. Nun aber, nach ihrem wehen Aufschrei sank sie lautlos in ihren Sitz zurück, wie gebrochen und unfähig zu handeln oder zu reden. Herr van der Meulen achtete der ungewöhnlichen Aufregung seiner Frau wenig. Nur einen Blick warf er auf die Arme, dann nahm er langsam eine der langen Thonpfeifen, welche in ziemlicher Anzahl in einem zierlichen javanischen Lackkästchen standen, stopfte sie mit Tabak und setzte sie dann an dem mit glühendem Torf gefüllten „Stoofchen" in Brand. Nun lehnte auch er sich in seinen bequemen Sessel zurück und sandte schweigend gewaltige Dampfwolken in die Luft hinaus.

Endlich, nach einer ziemlich langen Pause, nahm Gertraud, die sich mitterweile gefaßt haben mußte, mit schüchternem Ton das frühere Gespräch wieder auf.

„Du hast mir mit Deinen Worten eine rechte Angst eingejagt, Klaas," sagte sie, „doch hoffentlich eine unnöthige, denn wenn der Edmund Dich wirklich so viel gekostet, so bleiben Dir doch noch ganz ansehnliche Summen, so viel ich zu wissen glaube."

„Und was glaubst Du zu wissen?“ fragte Herr van der Meulen rasch und ziemlich barsch.

„Nun, Klaas, Du hattest doch vor etwa zehn Jahren eine Summe von über sechszigtausend Thaler bei der königlichen Bank deponirt, deren Zinsen Du bis heute stehen ließest, dann liegen in Deinem Schranke auch noch — die Prachtjuwelen, welche Du von Amsterdam mitbrachtest.“

„Haha! Wie irrst Du Dich! Jene Summe habe ich längst anbrechen müssen und das ist es, Frau, was mir schlaflose Nächte gemacht, mich am Tage gequält, denn jenes Geld, wie die Juwelen — sind nicht mein Eigenthum.“

Frau Gertraud stieß einen zweiten lauten Schrei aus und starrte ihren Mann bei dieser unerwarteten und für sie gewiß schrecklichen Mittheilung, todtenbleich an. Dieser hatte sich erhoben. Es schien, als ob eine alte längst entschwundene Kraft in den erschlafften riesigen Körper zurückgekehrt sei. Hoch aufgerichtet stand er da, die fleischige Faust auf den Tisch gestemmt, sein Gesicht war lebhaft geröthet und sein

Auge blitzte für Augenblicke die Frau an, welche vergeblich nach Fassung rang.

„Noch kann ich Alles wieder in Ordnung bringen," fuhr van der Meulen erregt und ernster fort, „doch ist es die höchste Zeit, soll ich nicht ein Bettler an Körper und Seele zu Grunde gehen!"

In diesem Augenblick ließ sich unter dem überbauten Thorbogen Pferdegestampf vernehmen.

„Er kommt! — in diesem Augenblick! Herr Du mein Gott, steh' mir bei!" seufzte Frau Gertraud, dabei ihren Gatten mit wahrhaft verzweifelter Miene und gerungenen Händen anblickend.

„Beruhige Dich, Alte," entgegnete dieser, wohl Mitleid mit seiner Frau fühlend, in ruhigerer Weise als bisher. „Ich werde Rücksicht auf Dich nehmen. Setze Dich in Deine Ecke und bleibe ruhig, ich will's ebenso machen."

Schwer ließ sich die mächtige Gestalt in den Lehnstuhl zurückfallen, und während Frau van der Meulen sich in den Sessel am Fenster niederließ,

zündete der Alte ruhig, als ob nichts Besonderes vorgefallen, die ausgegangene Thonpfeife wieder an.

Draußen auf der Treppe hörte man das Rasseln eines Schleppsäbels, wenige Augenblicke später wurde die Thüre rasch und weit aufgerissen und ein junger Officier in blanker Cavallerie-Uniform trat kecken Schrittes in das Zimmer.

Es war eine männlich schöne Erscheinung und würde sie wohl tadellos zu nennen gewesen sein, wenn nicht ein häßlicher Zug roher Sinnlichkeit das jugendliche Gesicht befleckt, die blitzenden Augen nicht etwas Lauerndes, Heimtückisches gehabt hätten, welchen übeln Eindruck weder das modern frisirte Haar noch der untadelhaft gedrehte Schnurrbart zu mildern im Stande waren. In diesem Augenblick, wo der Blick des Eingetretenen pfeilschnell und scharf die beiden alten Leute streifte, versuchte er seinem Gesicht einen freundlichen harmlosen Ausdruck zu geben, was ihm auch so ziemlich gelang.

„Guten Morgen, Vater — Mutter!“ rief er,

dem Alten, der schweigend fortrauchte, die Hand reichend. Dann rasch zur Mutter tretend, umhalste er diese, küßte sie leicht auf die faltenreiche Stirn und fuhr fort: „Schon fleißig an der Arbeit, trotz der frühen Morgenstunde? Bist wirklich unverbesserlich, lieb Mütterchen und könntest mancher Dame in unserer guten Vaterstadt als warnendes Exempel dienen! Da ist zum Beispiel die Frau Commerzienräthin Vollhaas, vor zwei Jahren noch wollene Strumpfwaaren-Händlerin, welche heute ohne Kammerfrau nicht einmal mehr einen Strumpf anziehen kann — von Stricken ist schon gar keine Rede mehr!“

Dabei hatte er einen Stuhl ergriffen und ihn derart zwischen seine Eltern placirt, daß er beide im Auge behalten und ohne die Stellung zu verändern, zu ihnen reden konnte.

Wohlgefällig blickte die Mutter, trotz der soeben erfahrenen Bekümmerniß, auf den schmucken Officier, dann suchte ihr Auge mit besorgtem Ausdruck den Vater, der unbeweglich in seinem Lehnstuhl saß.

„Ich glaubte fast, Du hättest uns auch heute wieder vergessen," sagte sie mit leisem Vorwurf. „Es sind fast vierzehn Tage her, seit wir Dich nicht gesehen."

„Ach, Mutter, der Dienst ist gar so streng und zeitraubend. Von früh bis spät im Sattel und auf dem Exercierplatz und dann die vielen gesellschaftlichen Verpflichtungen! Doch heute — haha! — heute hätte ich meinen Besuch in der Rose nicht ausgesetzt."

Die Mutter erröthete, der Alte blies einige dicke Dampfwolken aus seiner irdenen Pfeife, dann fragte er anscheinend gleichgültig:

„Und was treibt Dich denn gerade heute in unsere Einsamkeit?"

„Eine Kleinigkeit, Vater! eine Bitte!" entgegnete der Officier leichthin und in einer Weise, als ob er ihrer Erfüllung völlig gewiß sei. „Ich brauche Geld, eine unbedeutende Summe und wollte Dich ersuchen, mir meinen Monatsbezug ein paar Tage vor dem Termin — und zwar heute auszuzahlen."

Eine Pause entstand, denn der alte van der Meulen antwortete nicht. Athemlos blickte die Mutter von der Seite auf den finster dasitzenden Mann. Dem Officier jedoch schien dies Schweigen durchaus nicht aufzufallen. Er nahm seine Angelegenheit leicht wie gewöhnlich, betrachtete die schwüle Pause wohl gar als eine Gelegenheit und fuhr deshalb fort.

„Könntest einige hundert Thaler hinzufügen, cher Papa, denn ich will es Dir nur gestehen, ich habe in letzterer Zeit verteufeltes Unglück gehabt. Graf Ellendorf und der langweilige Schaublau haben mich unbarmherzig geschlagen, über Gebühr und dem Ersteren ist mein Ehrenwort verpfändet. Daß ich es einlösen muß, ist selbstverständlich."

Abermals erfolgte keine Antwort. Jetzt wurde der junge Mann aufmerksamer. Zuerst blickte er forschend die Mutter an und erschrak unwillkürlich über das bleiche kummervolle Gesicht der guten Frau. Dann wandte er sich an den Vater und ziemlich ungeduldig fragte er:

„Nun, Vater, wirst Du mir das Geld geben?" —

Noch eine kleine Pause, dann klang es ruhig — doch bestimmt:

„Nein!" —

Der Officier sprang vom Stuhle empor und starrte den alten Mann an, der bedächtig und ohne eine Bewegung zu machen, fortrauchte. Die Mutter hatte sich vom Fenster abgewendet und weinte leise, doch hörbar. — Dann rief Ersterer ernst:

„Ich habe Dich wohl mißverstanden, Vater? Du verweigerst mir wohl den erbetenen, mir doch so nothwendigen Zuschuß, doch gewiß nicht meine kleine Pension?"

„Beides!" war die ruhig wie vorhin gegebene Antwort.

Jetzt konnte sich der junge Mann nicht mehr halten. An eine derartige Weigerung nicht gewöhnt und eine entsetzliche Verlegenheit voraussehend, fühlte er sich vor Zorn erglühen. Sein Auge blitzte wild auf, seinen rohen Neigungen keinen Zwang mehr anlegend, schlug er auf den Tisch, daß die Thonpfeifen

in ihrem Kasten klirrten, und schrie, die geballte Faust hoch erhoben:

„Alle Teufel, das ist zu viel!"

„Um Gotteswillen, Edmund!" — kreischte die Mutter, einen wohl gerechtfertigten Zornesausbruch ihres Mannes erwartend.

Doch der alte van der Meulen blieb vor der Hand unbeweglich, er nahm nur langsam die Pfeife aus dem Munde und während sein Gesicht einen finsteren drohenden Ausdruck zeigte, sprach er mit steigender Erregtheit:

„Drohe, schlage nur immer zu! Vor Jahren war es Jan, welcher die Hand gegen seine Mutter erhoben, heute ist die Reihe an Dir und mir, dem Vater, gilt's! — Immer zu, Herr Sohn! Ich wußte, daß es so kommen würde! Doch sei überzeugt, daß wie ich den Trotz jenes Buben zu brechen, seine That zu strafen wußte, werde ich auch mit Dir fertig werden, trotz Deiner acht und zwanzig Jahre und Deiner Epaulettes!"

„Die Mutter!" — rief plötzlich der junge Officier

als Antwort auf diese inhaltsschweren Worte des Vaters und zugleich eilte er auf die am Fenster Weilende zu. Frau van der Meulen hatte, während ihr Gatte sprach, nur einen schwachen Aufschrei hören lassen, dann war ihr Oberkörper rücklings und wie leblos wider die Lehne des Sessels gesunken. Ihr Kopf neigte sich nun zur Seite und ohnfehlbar wäre die Ohnmächtige zu Boden gefallen, wenn ihr Sohn Edmund sie nicht im letzten Augenblick in seinen Armen aufgefangen hätte.

Zerstreut sah der Officier sich nach Hilfe um. Sein Blick streifte dabei das Fenster und durch die Scheiben gewahrte er flüchtig einen der beiden Maurer, einen jungen Mann mit schwarzem Bart und Haar, der mit weit aufgerissenen Augen die Ohnmächtige anstarrte. Edmund achtete des Mannes, der wohl den Unfall gesehen haben mochte und dadurch erschreckt worden war, nicht weiter; er blickte hilfesuchend nach dem Vater hin, doch dieser saß da, ruhig und unbeweglich wie früher, den Blick auf die Tischplatte gesenkt. Die lange Thonpfeife hielt er zwar noch immer

im Munde, doch mußte sie ausgegangen sein, denn kein Rauchwölkchen entstieg dem kleinen weißen Kopfe. Dafür trommelten die fleischigen Finger der freien Hand langsam doch recht bezeichnend auf der Tischplatte.

„Vater, helft! Der Mutter ist nicht wohl — ich weiß Nichts mit ihr anzufangen!“ rief der Officier recht ungeduldig dem Alten zu.

Dieser antwortete nicht; wie theilnahmlos an dem Unfall seiner Gattin verharrte er in seiner früheren brütenden Stellung.

Jetzt entstieg der Brust der Frau van der Meulen ein leichter Seufzer, zugleich kam wieder Leben in die starre Gestalt. Sie schlug die Augen auf und erhob sich langsam aus den Armen ihres Sohnes. Wie erschrocken von seinem Anblick, wehrte sie ihn mit der Hand von sich ab, und den Kopf auf die Brust sinken lassend, murmelte sie mit leisem wehen Ton:

„Das Unglückskind! Soll ich denn immer noch an ihn gemahnt werden — nimmer Ruhe vor ihm haben?!“ —

„So gut wie ich mußt Du Dein Kreuz tragen," sprach nun mit lauter Stimme der alte van der Meulen. „Doch damit die Last für uns sich nicht verdoppelt — es wäre zu viel für so arme alte Menschen! — will ich noch rechtzeitig die nöthige Vorsorge treffen. Deshalb — hierher! Herr Edmund van der Meulen, und merke auf, was Dein Vater Dir sagen wird."

Mit ungewöhnlicher Kraft und Energie hatte der alte Herr die letzten Worte gesprochen; ihr Ton stand vollständig im Einklang zu der riesigen Mannesgestalt und wie schwere Hammerschläge mußten sie das Ohr des Officiers getroffen haben. Sein Gesicht erbleichte, doch ohne Widerstand näherte er sich dem Tisch, an dem der Vater saß, der in tiefernster Weise fortfuhr:

„Von heute an hast Du ein anderes Leben zu beginnen, denn keine Pension wirst Du mehr von mir erhalten, sondern nur ein wöchentliches Taschengeld, wie es Deinem Stande angemessen ist. Dein Appartement wirst Du kündigen; ich räume Dir das Parterre unseres Hauses ein und werde das Hintergebäude zu einem Stall für ein Pferd — hörst Du!

für ein Pferd und nicht für deren zwei und eine Jagd-Equipage — einrichten lassen. Der überflüssige Gaul sammt Wagen wird verkauft. Bei uns wirst Du speisen und Dein Diener der Jeckel, obgleich ich den Galgenstrick nicht ausstehen kann, mag mit meinem alten Benedict und der Babette in der Küche essen. Dabei bleibt's — so wahr ich van der Meulen heiße und Dir bis heran ein viel zu nachsichtiger Vater gewesen, dem der Herr seine Sünden vergeben möge! Jetzt gehe und suche Dich einzurichten so gut Du kannst bis zum nächsten Ersten — bis dahin sollen Logis und Stall in Ordnung sein." —

Unbeweglich mit funkelnden Augen hatte der junge Mann seinen Vater während dieser niederschmetternden Erklärung angestarrt. Ein tiefer, doch ohnmächtiger Haß lag in diesem Blick, den der Alte nicht bemerken konnte, da er immerfort vor sich nieder auf die Tischplatte geschaut. Als Jener zu Ende war, reckte sich die schlanke Gestalt des Officiers. Edmund fühlte, wußte, daß jetzt sein Urtheil gesprochen sei, unwiderruflich, denn er kannte seinen Vater und dessen

Willenskraft nur zu gut. Bis heran hatte derselbe dem Leichtfertigen nur gedroht, nun aber mit furchtbarem Ernst und in bestimmter Form ausgesprochen, was schon lange über dem Haupte des Sohnes geschwebt. Von tiefem Grimm und Trotz erfüllt warf Edmund den Kopf zurück; noch ein Blick voll drohendem Haß traf den Vater, dann schritt er — die Mutter nicht mehr beachtend — hastig der Thür zu.

„Halt!“ donnerte ihm plötzlich van der Meulen nach und zusammenfahrend blieb der Officier an der Schwelle stehen, ohne den Kopf nach dem Vater hinzuwenden — „Noch Eins!“ fuhr dieser sich hoch aufrichtend und mit lauter Stimme fort. „Schulden werde ich keine bezahlen — solltest Du dennoch welche contrahiren, Dir dadurch zu helfen suchen, so wirst Du allein die Folgen zu tragen haben. Ich lasse es darauf ankommen und den Herrn Lieutenant van der Meulen eher als — Betrüger in's Gefängniß stecken, als daß ich —“

„Das ist infam!“ kreischte jetzt der Officier, sich ohne Rückhalt einer sinnlosen Wuth hingebend, auf.

Zugleich sprang er in drohender Weise auf den Vater zu. Doch schon hatte sich Frau van der Meulen zwischen den Wüthenden und den alten Mann geworfen und den Gatten mit ihren Armen schützend umschlingend, rief sie dem Sohn mit herzzerreißendem Tone zu:

„Zurück, Edmund! und denke — Deines Bruders!"

Der Officier blieb wie angewurzelt stehen, mit der erhobenen Hand nach seinem Kopfe fahrend, während die Mutter sich an der riesigen Gestalt ihres Gatten halten mußte, um nicht von Neuem zu Boden zu fallen.

In diesem Augenblick erhob sich draußen auf dem Platze, und wie es schien unmittelbar unter den Fenstern der Stube, ein lauter Tumult von Stimmen, der rasch und immer mächtiger anschwoll. Plötzlich durchdrang das wirre Getön ein lauter weher Aufschrei und nun wurde das Toben und Schreien so arg, daß die drei Personen in der Stube trotz ihrer eigenen furchtbaren Aufregung unwillkürlich die Blicke nach dem Fenster richten mußten. —

Siebentes Capitel.

Der Strike und seine Folgen.

Jean Meunier und sein Gefährte hatten bereits eine ziemliche Weile an der zu erneuernden Façade der Rose hantirt und doch wollte die Arbeit nicht so recht vom Fleck kommen. Der junge Mann schien sich mehr mit den Vorgängen im Innern des Hauses als mit dem zerbröckelten Kalkverputz zu befassen, denn nur zu oft ruhte die Hand mit dem Werkzeug — zum größten Erstaunen des emsig fortklopfenden Winand — und unbeweglich spähte er in das Zimmer, wo Herr van der Meulen mit seiner Gattin weilte. Die beiden alten Leute waren so sehr mit sich beschäftigt, daß sie den sie so emsig beobachtenden

Arbeiter nicht bemerkten, der sie wohl sehen, doch gewiß kein Wort von ihrer erregten Unterhaltung verstehen konnte. Nach einer Weile trat der junge Officier ein und auch ihn fixirte Meunier mit scharfem, fast finsterem Blick. Die größte Anstrengung schien der junge Arbeiter zu machen, um irgend ein Wort des Gesprächs der Drei zu erhaschen, doch ward ihm dies nicht möglich, denn bis heran war die Conversation in dem Zimmer in gewöhnlichem Redeton fortgeführt worden. Nun aber ließ Frau van der Meulen einen Aufschrei hören, der dem Maurer deutlich vernehmbar in die Ohren drang. Der Officier fing die ohnmächtige Mutter in seinen Armen auf und nun stieg die Aufregung des Lauschers draußen auf dem Gerüst in bedenklicher Weise. Die Blicke der beiden jungen Leute trafen sich und wer weiß, was im folgenden Augenblick geschehen — ob Meunier nicht einen Versuch gemacht hätte, gewaltsam durch das Fenster zu dringen, um dem Officier die Hülfe zu bringen, nach welcher dieser zu verlangen schien und der Vater nicht Willens war, zu gewähren — wenn die Aufmerksamkeit des

Arbeiters nicht plötzlich auf andere Vorfälle gelenkt worden wäre.

Meunier fühlte eine rasche, fast gewaltsame Berührung seiner Schulter und als er sich überrascht umwandte, blickte er in das angstverzerrte Gesichtu seines Gefährten, des alten Winand, der ihm zitternd zuraunte:

„Dort kommen sie! — Oh, ich hab' es wohl gewußt, daß sie uns nicht ruhig würden arbeiten lassen."

Dabei deutete er nach dem Platze hin und Meunier sah eine Anzahl Männer in Arbeitertracht, welche heftig gesticulirend und die Blicke nach dem Bau gerichtet, sich durch die Menge der Käufer Platz machten und auf das Haus zur Rose zuschritten.

„Nun was soll's, Winand?" redete Meunier wie zerstreut den Alten an. „Das sind wohl Leute vom Bau?"

„Denkst Du denn nicht mehr an die Arbeitseinstellung der Maurer? Sie kommen, um uns vom Gerüst wegzujagen, denn sie werden nicht zugeben

wollen, daß hier gearbeitet wird, während sie feiern, um die Meister zur Nachgiebigkeit zu zwingen."

Meunier hatte verstanden. Er war sich wieder genau seiner Lage bewußt und mit kecker, trotziger Miene den rasch Näherkommenden entgegenschauend, sagte er zu dem Alten:

„Keine Angst, Winand! und laß sie nur kommen. Ich will den sehen, der mich am Arbeiten hindern will, wenn ich arbeiten will."

„Holla, Ihr dort oben! Herunter vom Gerüst!"

So brüllte plötzlich einer der Männer die beiden Maurer schon aus einiger Entfernung an und Andere schrieen wild durcheinander:

„Herunter, herunter! — Ihr Schelme — schlechte Patrone! Oder wir holen Euch herab und dann gnade Gott Eueren Köpfen!"

Jetzt waren sie in der Nähe des Gerüsts gelangt, etwa zehn bis zwölf Männer, Einige von wildem Aussehen mit erhitzten Gesichtern, Andere ruhiger in Haltung und Geberden.

Ein vierschrötiger Kerl mit starkem Backenbart

und wild funkelnden Augen trat nun aus der Reihe hervor und bis dicht an das Gerüst heran. Die Blicke überrascht auf das ihm fremde Gesicht Meuniers gerichtet, sprach er, anfänglich halb zu seinen Gefährten gewendet:

„Ein Grüner, hol mich der Teufel! und der alte Esel, der Winand, hat sich von ihm fangen lassen! Wer hat Dir erlaubt, hier die Arbeit aufzunehmen — oder weißt Du etwa nicht, daß alle Maurer der Stadt sich verschworen haben, so lange zu feiern, bis die Meister uns den Willen gethan?"

„Wer giebt Dir das Recht, hier ein Verhör mit mir anzustellen?" entgegnete Meunier ruhig, doch mit einem Anflug von Geringschätzung. „Ich weiß wohl was Ihr vorhabt und wie eine Hand voll schlechter Kerle Euch betrügt. Ich aber will Nichts von Eueren Dummheiten hören, sondern arbeiten und redlich mein Brot verdienen und ebenso denkt der wackere Mann mir zur Seite."

Ein neuer Tumult erhob sich nach diesen Worten. Wilde Drohungen wurden von mehreren Seiten aus-

gestoßen und einige der Maurer machten Miene, das Gerüst zu ersteigen, um die beiden Arbeiter herunter zu reißen.

„Stille!“ kreischte der mit dem Backenbart seinen Gefährten zu. „Noch einmal will ich ihn fragen, und folgt er dann nicht augenblicklich unserem Willen, dann mag er den seinigen haben.“

Mit einem grinsenden Lächeln hatte er die letzten Worte gesprochen, nun wandte er sich wieder an Meunier.

„Weil Du ein Fremder bist, der unsere Verabredung nicht genau zu kennen scheint,“ sagte er, „will ich Geduld mit Dir haben. Wir alle sind Leute vom Bau des hartköpfigen Steinert, haben die Arbeit drangegeben und dürfen deshalb nicht dulden, daß irgend Einer sie ohne uns wieder aufnimmt. Drum sag' ich Dir jetzt zum letzten Male: Herunter vom Gerüst! — herunter, ich der Arnsdörfer, befehl' es Dir.“

„Hier beim Bau hat Niemand zu befehlen als der Meister!“ entgegnete Meunier mit furchtloser fester Stimme. „Doch nun hört auch mich, Ihr Leute!“ —

„Nein, nein! Herunter mit ihm! Schlagt ihn todt!“ brüllten mehrere der Rotte, während Andere, der gemäßigtere Theil riefen: „Laßt ihn reden, wir wollen hören, was er vorzubringen hat.“

Ohne sich durch die wüthenden Drohungen einschüchtern zu lassen, fuhr Meunier mit starker Stimme fort:

„Ich sage Euch: Herauf zu mir! und arbeitet, da Ihr von diesem Bau seid.“ Und wärmer fuhr er fort: „Bedenkt doch, was Ihr thut, Leute! Den Kampf mit den Meistern führt Ihr nicht durch, ich hab's erfahren, draußen in der Welt. Sie können's länger aushalten als Ihr, und wenn sie sich miteinander verbünden — und sie werden es thun, hier wie anderwärts! — so seid Ihr mit Eueren Familien verloren!“

„Der Schurke!“ kreischte Arnsdörfer. „Drauf Kameraden, packt ihn, gebt ihm sein Theil!“

„Hurrah! und drauf,“ schrie der größte Theil der Rotte wirr durcheinander.

„Wer es wagt, mir zu nahen, dem haue ich den

Schädel ein!“ rief jetzt Meunier mit furchtbarer Kraft und seinen Maurerhammer schwingend.

Die Anstürmenden stutzten. Meunier benutzte den Augenblick und fuhr fort, eindringlich wie früher:

„Ihr wollt weniger arbeiten und mehr verdienen! Das ist ein Unsinn, den schlechte Menschen, Verführer Euch in den Kopf gesetzt. Jetzt, wo in jedem Gewerbe, in jedem Comptoir und Bureau die Arbeitszeit, der vielen sich drängenden Geschäfte und Aufträge halber, verlängert werden muß, wollt Ihr allein nur halbe Tage machen und dafür höheren Lohn verlangen? — Die Euch zu solchen unsinnigen widerrechtlichen Forderungen verleitet haben, sind Eure größten Feinde, sie jagt davon und flieht sie wie —“

Seine Stimme erstarb in dem wüsten Geschrei, das sich während seiner Rede laut und lauter erhoben. Der Arnsdörfer hatte seine Kameraden vergebens angefeuert, das Gerüst zu erklettern. Dafür aber schrieen seine Anhänger wie Besessene und suchten auf diese Weise den Redenden zu übertäuben und aus dem Felde zu schlagen. In seiner ohnmächtigen Wuth hatte

der Anführer der Strikenden einen großen Stein vom Boden aufgerafft und mit den Worten: — „Das ist Dein Ende, Hallunke!“ schleuderte er ihn mit aller Kraft nach dem Sprecher auf dem Gerüst.

Meunier stieß plötzlich einen gellenden Wehschrei aus, fuhr mit beiden Händen nach dem Kopfe, dem das rothe Blut entrieselte, taumelte einige Mal hin und her und sank dann wie entseelt vor dem am ganzen Leibe zitternden und leise jammernden Winand auf die wankenden Bretter nieder.

Nun folgte eine Scene schrecklicher Verwirrung.

Im Nu war das Gerüst von den wüthenden Maurern erklettert; der Körper des Regungslosen wurde gewaltsam herab zur Erde gezerrt und wie der alte Winand geschlagen, mit Füßen getreten. Es wäre um die beiden Männer ohnfehlbar geschehen gewesen, wenn nicht plötzlich einer der Strikenden geschrieen:

„Die Wache! Die Wache!“

Der furchtbare Lärm hatte nicht allein die Passanten auf dem Platz um das Gerüst versammelt, welche ängstlich der gefährlichen Scene folgten, sondern auch

die Marktpolizei noch zur rechten Zeit aufmerksam gemacht und rasch war die nahe Wachtmannschaft herbeigeholt worden. Das verbrecherische Thun des Anführers der Strikenden hatte einen Theil der Bande bereits in die Flucht getrieben; der gefahrdrohende Ruf scheuchte nun auch die Rohesten schnell von dem Ort der That. Dafür drängte sich nun die gaffende Menge theilnahmsvoll um die beiden blutend am Boden liegenden Männer. Rufe des Mitleids wurden von verschiedenen Seiten laut, doch Niemand dachte daran, Hand anzulegen und thatkräftig zu helfen.

Da drängte sich plötzlich ein junges Mädchen durch die Reihen der mitleidigen, doch unthätigen Zuschauer. Den mit Einkäufen gefüllten Marktkorb setzte sie auf das Pflaster, kniete bei dem Verwundeten nieder und rief, wenn auch erregt, doch mit bestimmtem Ton:

„Seht Ihr denn nicht, daß der arme Mensch sich verbluten wird? Wasser herbei, um die Wunde zu waschen, damit ich sie mit meinem Tuche verbinden

kann! — Dann helft mir die beiden Unglücklichen in das nächste Haus schaffen."

Diese Worte brachen den Bann der Unthätigkeit. In der Menge wurde es lebendig; Einige liefen zu dem nahen Brunnen, um das verlangte Wasser zu holen, Andere schickten sich an, die beiden Verwundeten in das Haus zur Rose zu schaffen, vor dessen breiter Einfahrt sie lagen. Auch kam im selben Augenblick Hülfe aus dem Hause selbst. Zuerst stürmte ein junger Officier in sichtlicher Aufregung heraus. Wie gebannt blieb er einen Augenblick vor der Gruppe stehen, doch nicht die blutenden Männer schaute er an, sondern das junge hübsche Mädchen, welches ein weißes Tuch von ihrem Halse genommen hatte und damit das Blut der Kopfwunde des Maurers zu stillen versuchte. Er hatte das liebliche Gesicht mit dem weichen blonden Lockenhaar, den großen hellen Augen schon gesehen — richtig! — gestern Abend auf dem Bahnhofe, es war die Tochter des Regisseurs Eder, die nicht bei der Bühne war. Schon wollte Edmund van der Meulen, mächtig angezogen von der ungewöhn=

lichen Schönheit, das Mädchen anreden — da erblickte er hinter sich seinen alten Vater, mit dem er soeben eine so ernste wie stürmische Unterredung gehabt und weiter eilte er, die Reihen der Gaffenden durchbrechend, um bald im Gewühl des Markts zu verschwinden.

„Hier herein mit den Unglücklichen,“ rief der alte Herr van der Meulen, der mit einem Blick das Vorgefallene überschaut, mit starker gebietender Stimme, und eine Menge Hände griffen zu, um die beiden Maurer in die Rose zu schaffen. Andere brachten Wasser in Schüsseln und Kufen herbei und mit ihnen betrat Hanna — denn sie war es in der That — nur an die Unglücklichen denkend, das Haus. Eine ältere fremde Frau hatte mitleidig den Marktkorb des Mädchens aufgenommen und der Helfenden nachgetragen; ohne diese Fürsorge wäre der Inhalt wohl unter den Füßen der Menge zu Grunde gegangen.

„Das Thor zu!“ commandirte van der Meulen, die Leute abweisend, welche neugierig mit eindringen wollten. Dann wandte er sich an einen alten Diener,

der mit der Haushälterin Babette herbeigeeilt, und sagte: „Rasch zum Arzt, Benedict! Er wohnt in der Nähe und wird zu Hause sein. Und Du, Babette, voran! öffne Thüren und Fenster der großen Kinderstube.“

Die Haushälterin eilte in das Haus zurück und Benedict machte sich, so rasch es seine Beine nur vermochten, in entgegengesetzter Richtung davon.

Die breite und tiefe Thor-Einfahrt der Rose stieß auf einen kleinen, doch hellen Hof, in ihrer Mitte befand sich der eigentliche Eingang zum Hause. Ein langer, ziemlich dunkler Corridor mit Thüren zu beiden Seiten führte durch die ganze Frontenbreite des Hauses zu der am Ende des Ganges liegenden und wieder hell beleuchteten Treppe.

Die alte Babette hatte bereits eine der Thüren geöffnet und riß nun auch die Fenster auf, um frische Luft in das wohl lange nicht geöffnete Zimmer einzulassen.

Es war ein großer Raum und recht eigenthümlich sah es darinnen aus.

In den vier Ecken standen drei schmale Betten und ein mächtiges Sopha; in der Mitte befand sich ein breiter Tisch mit allerlei Schulbüchern, Heften und Schreibzeug bedeckt, während man durch eine weit geöffnete Thüre in ein zweites, wohl noch größeres Zimmer schaute, in dem eine Menge Knabenspielsachen, Schaukelpferde, Scheibenstand, Baukasten und Anderes umherstanden oder wirr durcheinander am Boden lagen.

Es war fast, als ob die Knaben, denen die beiden großen Zimmer wohl zum Wohnen und Schlafen, Lernen und Spielen gedient, soeben noch hier gewesen und gehaust, gelernt und gespielt hätten. Doch sagte der dichte Staub, der auf den meisten Gegenständen lagerte, sofort auch wieder, daß seit langer, langer Zeit, gewiß seit Jahren, kein fröhliches Kindergetöse hier laut geworden, keines Menschen Fuß die Räume betreten.

Meunier, der noch immer kein Lebenszeichen gegeben, wurde auf eines der Betten gelegt, das die alte Babette rasch in Ordnung gebracht. Der alte

Winand jedoch hatte schon während des Transports die Augen aufgeschlagen, und wenn er auch jämmerlich stöhnte, so schienen seine Verletzungen doch nicht allzugefährlich zu sein. Er verlangte nach Wasser und vermochte sogar in der Stube mit Hülfe seiner Führer nach dem Sopha zu wanken, auf welches er sich dann niederließ.

Unbekümmert um ihre Umgebung hatte Hanna begonnen, die Kopfwunde Meuniers zu waschen. Neben ihr stand die alte Babette und hielt eine Schüssel mit frischem Wasser, in welche das Mädchen ihr blutgetränktes Tuch tunkte und wieder ausrang. Herr van der Meulen beschäftigte sich mit Winand. Der alte Herr hatte selbst Wein herbeigebracht und während Winand sein Gesicht von Blut zu reinigen suchte, schenkte er ein Glas voll tiefroth funkelnden Wein ein und reichte es dem Maurer.

„Trinkt, Alter!“ sprach er sanft zu dem alten Mann, das wird bessere Wirkung thun als Wasser.

Winand that einige Züge aus dem ihm dargereichten Glase und merklich belebte sich seine Gestalt.

Er blickte dankend zu dem alten Herrn auf und murmelte stöhnend: „Das thut gut!“ Doch plötzlich fuhr er mit fieberhafter Hast auf: „Wo ist mein Kamerad? Ich muß zu ihm! — Laßt mich fort — fort, um Gotteswillen!“

„Beruhigt Euch,“ entgegnete van der Meulen. „Euer Kamerad ist in der Nähe und in besten Händen. — Soeben schlägt er die Augen auf.“

So war es in der That.

Hanna Eder hatte das Tuch ein letztes Mal ausgewaschen und mit frischem Wasser getränkt, dann fest um den Kopf und über die klaffende Wunde, welche sich auf der Seite der Stirne befand, gebunden. Das Wasserbecken stand nun auf dem Tischchen in der Nähe des Bettes und beide Frauen schauten athemlos, mit feuchten Augen auf den Verwundeten, dessen Brust wieder sichtlich athmete. Das frische, kühlende Wasser mußte die Lebensgeister geweckt haben, denn Meunier schlug endlich langsam die Augen auf.

Sein umschleierter Blick traf vorerst die beiden Frauen nicht, welche ihm zur Seite am Kopfende des

Lagers standen, er mußte der Lage des Bettes nach durch die weit offene Thür in das Nebenzimmer fallen, wo sich die vielen bunten Gegenstände und Spielsachen befanden.

Jetzt ging eine plötzliche Veränderung mit dem in's Leben Zurückkehrenden vor. In seinem Gesichte zuckte es auf, das Auge starrte eine Weile die ihm wohl fremden Sachen an, dann schloß es sich langsam wieder und leise murmelte er immer noch wie geistes=abwesend: — „Ich träume wohl?!“ —

Die alte Haushälterin zitterte am ganzen Körper; eine Angst und Aufregung gab sie kund, deren eigent=liche Ursache sie sich wohl nicht zu erklären vermochte, doch Hanna schaute mit frohen leuchtenden Blicken auf den Geretteten, der nun abermals die Augen öffnete.

Diesmal trafen seine Blicke die des jungen Mädchens. Ein freudiges Aufleuchten war auf dem bleichen Gesichte bemerkbar, dann schweifte das Auge zu der neben Hanna stehenden älteren Frau. Ein tiefer, weher und doch auch wieder freudig klingender Seufzer wurde hörbar, dann ein leises unverständ=

liches Murmeln, das fast wie — „Babette" klang. Zugleich fuhr er mit beiden Händen hastig nach der Hand der alten Frau, die den Verwundeten jetzt erschrocken, mit todtbleichem Gesicht anstarrte.

Doch die Aufregung war wohl zu groß für den durch Blutverlust Geschwächten gewesen, denn das Auge schloß sich wieder und wie leblos sank er zurück in die Kissen seines Lagers. Babette regte sich noch immer nicht. Den zitternden Druck der Hände glaubte sie fort und fort bis an ihr Herz zu spüren und unbeweglich starrte sie auf das bleiche, todtähnliche Antlitz, während große Thränentropfen den Augen entquollen und über die gefurchten Wangen niederrieselten. Das unerwartete Thun des Kranken, das auffallende Gebahren der alten Haushälterin mußte Hanna befremden und fragend schaute sie zu der Alten auf.

Da öffnete sich die Thüre und von Benedict geleitet trat der Arzt in das Zimmer, von einem andern Herrn gefolgt, der in großer Aufregung zu sein schien.

Es war der Bauunternehmer und Maurermeister Steinert.

Rasch hatte er den entsetzlichen Vorfall erfahren, der seine beiden Leute betroffen und war herbeigeeilt, um zu helfen, wie es nur nöthig sein sollte.

Der alte van der Meulen trat auf ihn zu und mahnte ihn ruhig zu bleiben, denn der Arzt untersuchte mit besorgter Miene die Wunde Meuniers. Dann erklärte er dem erregten Meister leise den Vorfall, soweit er selbst Kenntniß davon hatte.

„Die Wunde ist nicht unbedeutend, doch auch, wie ich zu Gott hoffe, nicht gefährlich," sagte endlich der Arzt zu den beiden nähergetretenen Männern. „Ich werde einen Verband anlegen, dann bedarf es vor der Hand weiter nichts, als größte Ruhe und pünktlichste Pflege."

„Mein Kamerad muß mit mir heim; meine Alte und die Marie werden ihn schon pflegen," sprach Winand, der die Worte des Arztes gehört hatte, mit der ängstlichen Ungeduld eines kleinen Kindes.

„Nein," entgegnete Steinert, „die Pflege des wackern Menschen muß auf meine Kosten geschehen. Ich werde für Alles und auf's Beste sorgen."

„Sie verzeihen, Meister," sagte nun der alte van der Meulen langsam, doch bestimmt, „der Mann ist bei meinem Hause, indem er für mich arbeitete, von dem Unglück betroffen worden und hier soll er bleiben, bis er seine Gesundheit wiedergefunden hat."

„So wird es am besten sein," entschied der Arzt den edelmüthigen Streit. „Ein Transport in diesem Augenblick könnte nur schaden. Nochmals: Ruhe ist das Allernothwendigste."

Mittlerweile hatte er, von Hanna unterstützt, — Babette hatte sich von dem Lager abgewendet, das sie jedoch immerfort, wenn auch mit einer merklichen Scheu, im Auge behielt, — den Verband angelegt und der Verwundete war in einen unruhigen Schlummer gesunken. Nun wandte der Doctor sich zu Winand, dessen Zustand er rasch untersuchte. Nach einer Weile sprach er:

„Hier bleibt nur noch wenig zu thun übrig. Die Contusionen werden bald geheilt sein. Laßt den Alten sich hier noch ein paar Stündchen ausruhen, gebt ihm eine stärkende Suppe und im Laufe des Nachmittags

kann er dann in einem Wagen nach Hause gebracht werden. Dort mag er sich zu Bette legen. Am Abend besuche ich ihn, werde das Nöthige verordnen und in ein paar Tagen wird er wieder vollständig bei der Hand sein."

Herr Steinert nannte dem Arzt die Wohnung des Maurers in der Wiesenstraße, da murmelte der arme Mann mit kläglichem Ton:

„Meine arme Alte — und die Marie — die Kinder, was werden sie denken, wenn wir nicht heimkommen?! Sie haben sich Alle so sehr auf das Mittagsessen gefreut und nun —!"

„Ich will hin, guter Mann," sagte plötzlich Hanna mit raschem Entschluß. „Ich werde die Eueren wohl am besten auf das Geschehene vorbereiten und sie trösten können. Macht Euch keine Sorge! Am Nachmittag führe ich Euere Tochter hierher und zusammen bringen wir Euch dann wohlbehalten nach Hause."

„Ich danke Ihnen, mein gutes Fräulein," erwiderte der Alte mit Thränen in den Augen und

dem schönen Mädchen lange die Hand drückend. „Sie sind unser guter Engel gewesen, denn ohne Sie hätte mein armer Kamerad dort wohl daran glauben müssen.“

„Auch Ihr habt der Ruhe nöthig,“ sagte nun der Arzt. „Deshalb streckt Euch auf das Sopha aus und versucht zu schlafen.“

Der alte Winand fühlte in der That, wie eine neue Schwäche ihn überkam, er that, wie der Arzt geheißen, der nun die übrigen Anwesenden aufforderte, das Zimmer zu verlassen, damit Nichts die beiden Verletzten störe.

„Ich werde bei ihnen wachen,“ klang es leise und fast zitternd aus einer Ecke des Zimmers.

Es war Babette, die also gesprochen.

Zu ihr wandte sich Hanna, um Abschied zu nehmen.

„Sie kommen doch wieder?“ flüsterte die alte Frau leise, Hanna lange die Hand drückend, „oder sagen Sie mir, wo ich Sie finden kann, denn Frau van

der Meulen wird Sie gewiß sehen wollen und auch ich verlange darnach."

Hanna nannte leicht erröthend ihren Namen und versprach wiederzukehren, um sich nach dem Befinden des Verwundeten zu erkundigen und den alten Winand abzuholen.

Die alte Frau dankte dem Mädchen für solche freundliche Fürsorge, dann geleitete sie die Scheidende bis zur Thür.

Die Herren folgten.

Unter dem Thorbogen stand der gefüllte Korb Hanna's, treu bewacht von der Frau, welche ihn hereingetragen.

Da näherte sich Herr Steinert dem jungen Mädchen.

„Mein Fräulein," sagte er verbindlich, „Sie wollen die Güte haben, die Familie des armen alten Mannes aufzusuchen und zu beruhigen. Ich danke Ihnen von Herzen dafür, wie für Alles, was Sie für meine Leute gethan, Beide verdienen das Mitgefühl jedes edlen Menschen. Doch auch ich möchte

den Angehörigen Winands gerne mein Beileid bezeigen und meine Hülfe anbieten und wüßte dazu keine bessere Vermittlerin als Sie. Sie würden mich daher sehr verbinden, wenn Sie bei Ihrem Besuche der Familie diese Kleinigkeit in meinem Namen überreichen wollten."

Dabei hatte er dem Mädchen ein Werthpapier übergeben und sich dann nach einer Verbeugung entfernt.

Wenige Augenblicke später saß Hanna freudestrahlenden Gesichtes mit ihrem gefüllten Korbe in einem Fiaker und fuhr nach der fernen Wiesenstraße.

„Wir werden heute Mittag wohl mit kalter Küche vorlieb nehmen müssen," sagte sie sich lächelnd. „Doch eine gute That kann uns schon für den fehlenden Braten entschädigen."

Achtes Capitel.

In der Stammkneipe.

Mit seinem rasch dahinschreitenden Führer war Wilden bald bei dem Local angelangt, welches der Maschinist als die Stammkneipe des Theaters bezeichnet hatte. Nicht weit von dem Theatergebäude entfernt, mündete eine schmale dunkle Gasse in die breite Straße, von unansehnlichen alten Häusern eingesäumt, in denen meistens Handwerker wohnten. Nur einige wenige offene Geschäfte sah man, die jedoch ganz gewaltig gegen ihre nahen Nachbarn in der Hauptstraße abstachen. Vor einem schmalen Hause, dessen Thüre zugleich den Eingang in den Keller bildete, machten die beiden Männer Halt. Vorsicht war nöthig

um einzutreten, denn der Kellerverschluß, aus einer breiten doppelten Fallthüre bestehend, stand von Morgens früh bis spät in die Nacht hinein zur Hälfte offen, da die Getränke stets frisch vom Faß den Stammgästen, und fast nur solche hatte die kleine Wirthschaft, verzapft wurden. Zur Seite in dem halbdunklen Flur befand sich der Eingang zur Wirthsstube. Es war ein schmales, niedriges Gelaß, das jedoch durch seine ungewöhnliche Länge einen recht originellen Eindruck machte. Recht passend wurde es erhellt durch zwei breite Fenster, welche sich an seinen beiden Querseiten befanden und somit eine Aussicht auf die Gasse, wie auch in einen kleinen, doch hellen Hof gestatteten. Vier bis fünf Tische waren mit ihren schmalen Enden wider die eine Wand geschoben und hier saßen die Gäste und tranken ihren Wein, meistens aus großen Gläsern, wenn nicht bessere Sorten in Flaschen mit und ohne silbernen Hälsen aufgefahren wurden.

Nur einer der Tische war besetzt, doch dafür fast in doppelter Reihe und beim Eintritt der Beiden wurde

laut über das Theater, die neue Direction und die bevorstehende Eröffnungs-Vorstellung gesprochen. Doch sofort verstummte das erregt und lärmend geführte Gespräch, als die Anwesenden in Wilden ein fremdes Gesicht erkannten.

„Habt nicht nöthig, Euch die Mäuler zu stopfen, Kinder," rief der Maschinist lachend. „Ich bringe Euch einen neuen und lustigen Kameraden, der heute früh sein Meisterstück abgelegt und bereits dem Tyrannen, seinem Schreiberjungen Lochmann und auch der Laforest, welche die Nase noch höher trägt, als sie die Beine hebt, den Standpunkt klar gemacht hat. Ach, es war eine köstliche Scene und sie muß der Reihe nach erzählt werden."

Die Anwesenden, theils gewöhnliche Theaterarbeiter, Choristen, doch auch Mitglieder der Oper und des Schauspiels, blickten erstaunt auf die etwas sonderbare Erscheinung Wildens, der sich sofort dem Tische näherte, doch den vollen Gläsern eine weit größere Aufmerksamkeit zu schenken schien als den Zechern. Ohne sich vorerst weiter um letztere zu be-

kümmern, ergriff er eines der noch gefüllten Gläser, setzte es mit einem: „Prost, Collegen!“ an die Lippen und leerte es in einem Zuge bis auf den Boden.

„Oho, Freund, das war fremder Wein!“ brummte eine Baßstimme mit stark prononcirtem österreichischen Dialekt, welche dem Eigenthümer des so unerwartet geleerten Glases angehörte.

„Trinke nie andern und Champagner am liebsten, weiser Sarastro aus Welsch-Tyrol,“ entgegnete Wilden. „Du kannst Dich sogleich davon überzeugen, wenn Du Dich nur bequemen willst, eine oder gleich ein halb Dutzend Flaschen in diesen heiligen Hallen auffahren zu lassen.“

Die Andern lachten und der Bassiste, für zweite und dritte Fächer engagirt, fühlte sich durch seine Beförderung zum Sarastro so geschmeichelt, daß er das bezahlte und nicht getrunkene Glas glücklich überwand und in seinen tiefsten Tönen laut mitlachte.

Jossen stellte nun den neuen Collegen in aller Form vor als Künstler ersten Ranges, der es aber vorgezogen, vor der Hand hinter den Coulissen als

Maschinist und Lampist in H. zu debütiren, blos um Gelegenheit zu haben, den Tyrannen von Dinkelsbühl zu ärgern, der ihm ein Engagement als ersten Helden rundweg abgeschlagen.

Man rückte zusammen und Aller Augen blickten bereits erwartungsvoll auf Wilden, begierig, die Schandthaten zu vernehmen, welche dieser über den jetzt schon so verhaßten neuen Director von Dinkelsbühl vorbringen würde.

„Zuerst muß er in die Gewohnheiten des Orts eingeweiht werden,“ meinte der Bassiste mit seiner narrenden Stimme, „dann mag er losschießen.“

„Ganz richtig! rostiger Baßschlüssel,“ entgegnete ein kleiner Herr mit flachsigem Haar und einem Gesicht, das einem Leichenbitter Ehre gemacht haben würde, doch mit einem so trockenen Ton, daß man ihm den Schelm nur zu bald anmerkte. — Er war Wilden soeben als der Komiker Herr Fettbrod vorgestellt worden. — „Und ich will dem neuen Lampisten die nöthigen Lichter anzünden. Siehst Du, dies hier ist unser Reich; hier darf Niemand herein, als wer

zur Bande gehört und reden darf Jeder, was er will, wenn er es auch nicht verantworten kann, nur muß er über die Direction schimpfen, das ist conditio sine qua qua. Du weißt doch, was das heißt?"

„Qua qua!" quakte Wilden, den Komiker in Ton und Miene in so drolliger Weise imitirend, daß ein lautes Gelächter entstand und Herr Fettbrod erst nach einer Weile fortfahren konnte.

„Also hauptsächlich wird hier geschimpft und — getrunken. So haben unsere Vorgänger es gehalten, so halten wir es und die Zukunftskünstler werden es natürlich erst recht so halten. Am Tage werden nur zufällige Sitzungen gehalten, am Abend aber, nach der Vorstellung, ist die Verschwörung complet. Dann werden die Tische, welche Du hier so gemüthlich hintereinander stehen siehst, in die Mitte und aneinandergerückt, so daß sie nur Eins bilden mit den Gästen. Wer kommt, muß an den Vormann heranrücken und darf nicht eher seinen Platz verlassen, bis nach dreimaliger Umfrage die Bande die Erklärung gegeben, daß für heute genug geschimpft und raisonnirt

worden sei und kein Material zu weiteren Expectorationen mehr vorliege. — Wer etwa früher durchgehen will, muß zum Fenster hinaus. Wegen des urgemüthlichen Zusammensitzens in zwei Reihen in dem schmalen, langen Raum haben wir unserer Stammkneipe den unschuldigen, doch sehr richtigen Namen „Omnibus" gegeben. — Die „ewige Lampe" bei Mirani rechts der Bude hingegen ist der Ort, wo wir unseren Kaffee und die Herren von der Oper ihren Champagner im Verein mit der profanen Menschheit schlürfen und saufen."

„Unser erster Tenor, Herr Stifèle," warf Jossen ein, „welcher uns auch zuweilen beehrt, so oft er Lust hat etwas Anderes zu hören, als seine eigene schöne, heisere Stimme und zugleich das Bedürfniß fühlt, selbst über seinen Chef loszuziehen, wollte unser Local „die Gartenlaube" taufen, weil man durch das Hoffenster einen schwindsüchtigen Oleander erblicken kann."

„Gefehlt!" rief Fettbrod. „Herr Stifèle hält sich für einen Mitarbeiter der Gartenlaube! Irgend ein Federheld hat ihn zum Helden einer ihn verhöhnen-

den Skizze gemacht, worüber der eitle Tenor in einen Briefwechsel mit der Redaction gerathen, welche nun einen dieser tenoristischen Tinten-Ergüsse in ihrem Briefkasten zur höchsten Blamage Stifèle's abgedruckt hat."

„Er singt eben so unorthographisch, als er schreibt," brummte der Bassiste, „und bezieht dafür vierhundert Thaler monatlich — schändlich! — während Andere —"

„Zum warnenden Exempel, Du eine solche lumpige Summe nur alle Jahre beziehst und doch gerne noch einmal so viel mit Deinen Collegen — versaufen möchtest."

„Ungerecht sind die Güter dieser Erde vertheilt!" declamirte Wilden, wobei er das neugefüllte Glas des Bassisten abermals ergriff und rasch leerte.

Jetzt wurde der Bassiste unangenehm. Ein dumpfes Knurren kündete den herannahenden Sturm. Da legte sich Jossen rasch in's Mittel. „Eine Flasche Bernkasteler Doctor, drei Gläser und drei Caviarbrode!" commandirte er. „Und nun soll uns der Wilden vom Dinkelsbühl erzählen."

Die drei Gläser und der Caviar hatten den Zorn des Baßsängers in merkwürdig schneller Weise besänftigt; er lächelte sogar und schnalzte im Vorgefühl des Genusses mit der Zunge. Von anderer Seite wurde ebenfalls nach frischem Wein verlangt; Herr Fettbrod erbat sich die Speisekarte, welche er in einer Weise durchstudirte, als ob nichts fein und gut genug für ihn wäre, doch erfolgte keine Bestellung, wie zuvorkommend auch Frau Plittersdorf, die stattliche Wirthin, seiner Befehle harrend bei ihm stehen blieb.

„Seine Frau hat ihm nur zwei und einen halben Silbergroschen für einen Special bewilligt,“ raunte einer der Anwesenden, ein junger Mann, dessen Lockenhaar den angehenden Liebhaber verrieth, seinem Nebenmann in's Ohr. Dieser, ebenfalls ein Schauspieler, entgegnete in gleicher Weise:

„Auch keine Cigarre hat er im Sack und doch möchte er so gerne eine rauchen, ich sehe es ihm an, denn die Lippen bleiben keinen Augenblick ruhig. Ich will ihm eine opfern, vielleicht opfert er mir dafür eine seiner Rollen.“

Dabei zog er ein wohlgefülltes Etui aus der Tasche und reichte es dem Komiker. Die Augen des Flachshaarigen leuchteten auf, mit Kennermiene nahm er eine Cigarre nach der andern aus dem Etui, prüfte, bewunderte ihre Fassung und hatte es endlich so schlau einzurichten gewußt, daß, als das Etui weiter gegeben wurde, noch eine zweite Cigarre vor ihm liegen blieb. Der Eigenthümer lächelte, auch schien er nichts dagegen zu haben, daß die Collegen und Theaterarbeiter den eleganten Lederbehälter bis auf das letzte Stück leerten.

„Diese ist für den Kaffee," sagte anscheinend gleichgültig Herr Fettbrod und steckte gelassen die zweite Cigarre ein.

Wilden, der Bassiste und Jossen hatten ihre Caviarbrödchen vertilgt, die ersten Gläser des Bernkastelers waren nach lustigem Anklingen geleert worden und nun rief man von mehreren Seiten:

„Jetzt kann er abgeschlachtet werden, der Tyrann von Dinkelsbühl!"

Schon wollte Wilden gekräftigt das Wort er=

greifen, als eine neue Personage in den Omnibus stürzte.

Es war ein hagerer Mensch mit einem dumm-pfiffigen Gesichte, das aber in diesem Augenblick eine wirkliche Aufregung zeigte. Er trug eine Art von Livreerock mit blanken Knöpfen und eine Mütze mit einem schmalen Goldbörtchen, die er beim Eintritt zornig auf den Tisch warf.

„Der Schwarz! — Der windschnelle Diener unseres Thespiskarrens in großer Livree?!"

„Was giebt's Neues in der Bude?"

„Ist Jemand krank geworden? — Ist die Eröffnungsvorstellung abgesagt?"

„Das wäre ein Gaudium!"

So hallte es laut und mit rückhaltloser Schadenfreude dem Hereinstürmenden entgegen.

„Einen Schluck Wein und ein Schinkenbrödchen, um Gottes Barmherzigkeit willen, Ihr Herren, sonst ist der Schwarz ein stiller, todter Mann!"

So keuchte der Theaterdiener, sich auf einen Stuhl in der Nähe des Tisches fallen lassend und sich mit

dem Aermel seines Livreerocks den dicken Schweiß von der Stirne trocknend.

„Einen Special und ein Schinkenbrödchen für den Schwarz!“ riefen Mehrere. „Wir zahlen es! Doch nun erzähle — rasch!“

„Schändlich, Ihr Herren,“ fuhr der erregte Theaterdiener fort, dabei das ihm servirte Schinkenbrödchen mit größter Gewandtheit zwischen seinen Zähnen zermalmend. „Das ist zu viel auf einmal und kann nur mir passiren!“

„Der Reihe nach!“ hieß es von mehreren Seiten.

„Das Letzte war das Aergste! — Werde ich von dem neuen Director, ich, der Schwarz, der schon mehr als zehn Directoren zum Thor hinausgeholfen, gezwungen mich in eine Livree mit blanken Knöpfen zu stecken, eine Kappe mit einer abgeschabten Goldborte aufzusetzen und dann durch die Stadt gehetzt wie ein jagdbares Vieh! — Freilich hat der Dinkelsbühl sie mir geliefert, Rock und Kappe, während ich mir früher meine Montirung selbst anschaffen mußte — aber das

thut nichts, ich berste vor Zorn und sprenge mir heute noch alle Knöpfe vom Leibe."

„Zur Sache! — Erzähle!" riefen die Schauspieler und der Bassiste brüllte: „Ist der Don Juan krank geworden, ich singe ihn zu meinem Masetto, mir ist das gar nichts!"

„Gut gebrüllt, Löwe!" kreischte Fettbrod, „doch spanne uns nicht auf die Folter, Schwarz, denn ich kann mir nicht denken, daß ein geschenkter Anzug Dich in solchen Zorn versetzt hat. Gegessen und getrunken hast Du auf Kosten dieser Herren" — er betonte diese Worte in nicht zu verkennender Weise — „nun mußt Du beichten."

„Geduld, Ihr Herren!" entgegnete der Theaterdiener, „werde mein Schinkenbrödchen schon verdienen! — Muß ich laufen zum Masetto — Herr Don Juan-Norbert ist kerngesund —"

„Zu mir?" rief der Bassist, sichtlich überrascht. „Heraus damit, was will man von mir?"

„Geduld, kommst auch an die Reihe, Herr Koller, doch zuerst komm ich, sagt der Schwarz. Renne ich über

den Theaterplatz — der Herr Director hat mir nur zehn Minuten für ein halbes Dutzend Commissionen bewilligt — steht dort der ewig heisere Stifèle — warum er sich eigentlich als Stifèle auf den Zettel setzen läßt, begreife ich nicht, Stiefel heißt er und bleibt er bis an sein Ende und das mit Recht! — und plaudert mit einigen andern von unseren Leuten. Plötzlich ruft der Tenor — diesmal war seine Stimme nicht heiser — ‚Heda! Schwarz, Schwarz!‘ — Ich, der ich gerne gefällig bin — ohne Nebengedanken, wie die Herren mir bezeugen werden — laufe über den Platz zurück und frage den Herrn Tenor nach seinem Begehr. ‚Haben Sie Zeit?‘ fragt er mit seiner süßlichen Stimme. In der Meinung, es gälte irgend einem anständigen Auftrag, erwidere ich höflich: ‚Allerdings, Herr Stifèle!‘ — ‚Na, warum rennen Sie denn so?‘ schnaubte er mich plötzlich an nnd lacht mir dabei unverschämt in das Gesicht und die Andern lachten mit. O, ich hätte ihn umbringen können den Kräher, doch hatte ich keine Zeit dazu, fünf Minuten waren schon von den bewilligten zehn

vorüber und ich mußte noch zum Koller, den ich hier im Omnibus wußte. Uf!"

„Und was ist Dein Begehr?" samielte der Bassist mit schrecklichen Tönen.

„Deine Seele — nein! Deine Rolle des Masetto!" hohnlachte Schwarz ihm zu. „Kannst heute Nachmittag zu Hause bleiben, denn der neue Regisseur, Herr Eder, wird den Masetto statt Deiner singen. Du sollst ihn gar zu schön verarbeitet haben auf der letzten Probe, meinte er, und der Herr Director meinte es ebenfalls. Nun, habe ich mein Schinkenbrödchen verdient. He?"

„Hölle und Teufel!" brüllte Koller, mit der Faust auf den Tisch schlagend. „Das wollen wir doch einmal sehen. Den Masetto gebe ich nicht her und wenn ich mich mit dem ausgesungenen Bariton, den Eder, darum schlagen müßte. Gleich will ich hin zur Direction und den Kerlen zeigen, daß auch der Bassiste sich krümmt, wenn er getreten wird. Guten Morgen, Ihr Herren!"

Dabei war er aufgesprungen, hatte Hut und

Stock genommen und stürzte eiligst zur Thüre hinaus.

„Vergiß Deine Zeche und das Schinkenbrödchen des Schwarz nicht, er hat's verdient!" rief Fettbrod ihm nach.

Die Uebrigen lachten laut auf und Schwarz rief plötzlich mit anderm, niederträchtig heiter klingendem Ton:

„Ach, Ihr Herren, der Dinkelsbühl hat die Laforest schön angeführt! Ich war dabei, als er sich mit dem Eder ausschütten wollte vor Lachen — es klang mir wahrhaft satanisch in die Ohren! — über den lustigen Streich, den er der Beinkünstlerin gespielt."

„So erzähle doch endlich!" entgegnete man ihm von verschiedenen Seiten.

„Noch einen Schluck, meine Herren; die Kehle ist mir staubtrocken vom vielen Laufen — aber rasch, denn ich habe nur noch drei Minuten übrig."

„Spitzbube!" lachte Fettbrod. „Die zehn Minuten

sind schon zweimal überschritten. Jetzt kommt es auf eine Viertelstunde mehr oder weniger nicht an.“

Da Schwarz sah, daß keiner der Anwesenden Lust bezeigte, einen neuen Special für ihn zu bestellen, machte er es wie Wilden, der bis heran ruhig zugehört, doch dabei eben so ruhig den Andern die vollen Gläser ausgetrunken. Der Theaterdiener ergriff äußerst gewandt das noch halb gefüllte Glas des Komikers und ehe dieser es hindern konnte, hatte er den Inhalt hinunter gestürzt. Dann erzählte er in einem Athem:

„Die Laforest, welche der neue Director genöthigt wurde wieder zu engagiren — oh, ich weiß wohl, wer es durchgesetzt hat: ich nenne nur den Herrn Lieutenant van der Meulen! — mußte kirre gemacht werden. Unsern armen unvergeßlichen Director Müller — wir haben ihn zwar auch immer gehörig geärgert — hat sie durch ihre Launen und Prätensionen tausendmal zur Verzweiflung gebracht — sie hätte ihn unter die Erde gebracht, wenn der Biedermann es nicht vorgezogen das Feld zu räumen! Doch an dem langen

Dinkelsbühl hat sie ihren Mann gefunden. Haha! in dem Menuet des Don Juan sollte die große berühmte und gefeierte Solotänzerin mit dem Balletcorps der Rache tanzen. Sie sträubte sich mit Händen und Füßen dagegen, doch nichts half: sie stand bereits auf dem Zettel. Tanzen wollte sie gerne in der Eröffnungs-Vorstellung, aber nur eine Einlage, eine Spitzenpolka oder etwas Aehnliches, für den Don Juan Passendes. Aber da kam sie schön bei dem Eder an! Der Herr Regisseur hat ihr den Standpunkt klar gemacht — allen Respect! — Soeben erhielt sie ihre Lection im Directions-Cabinet. — Ich stand in der Ecke und wartete auf die Zettel-Correctur. Wie die Laforest sah, daß Nichts helfen wollte, kein Drohen und Klagen, kein Verzweifeln und Verfluchen — als nur ein Rücktritt aus dem Engagement — was dem Dinkelsbühl wohl am liebsten gewesen wäre — da sank ihr der Muth, sie heulte in ihrem seidenen Kleide wie ein Kind und that — ja, meine Herren; sie that — —"

„Nun, was that sie denn? — Weiter, Schwarz!"

„Einen Schluck, Ihr Herren! Erbarmen mit meiner Kehle, der noch ein Unglück durch — meine Beine passirt! Einen Schluck, meinetwegen aus der Flasche dort!“

Wilden hatte schon eingeschenkt und den Rest des köstlichen Moselweines reichte er dem Jammernden, indem er sagte:

„Saufe, elendige Laufmaschine, der Bernkasteler Doctor wird Dich curiren.“

Eine Bewegung und das Glas war leer — leer wie die Flasche. Dann fuhr Schwarz unter allgemeiner Aufmerksamkeit fort:

„Ja, meine Herren, was ich sage, ist pure Wahrheit, so pur und rein wie der Wein der starken Frau Plittersdorf. Die große Laforest that — einen Fußfall vor dem Director, dem Regisseur und — mir, denn der Schwarz stand auch dabei; sie beschwor uns mit Thränen, schluchzend und zitternd, ihr doch nicht den Affront anzuthun und sie mit dem Balletcorps tanzen und für diese Saison debütiren zu lassen. Herr von Dinkelsbühl stand da, wie der Bassa in der Ent-

führung, wenn Herr Stifèle dem Publikum die Sohle seines rechten Stiefels zeigt; auch schien der große Mann, wie der falsche Türke sich endlich zu erweichen, denn nachdem er die Laforest eine ganze Weile hatte lamentiren lassen, hob er sie endlich auf, und wenn er sie auch nicht an seine Brust zog und küßte, so sprach er doch großartig, wie ein Pascha zu dem Eder: — ‚Herr Regisseur, streichen Sie gefälligst den Namen des Fräuleins von dem Zettel, sie mag am künftigen Dienstag in einem von ihr zu wählenden Pas debütiren!‘“

„A — ah!“ klang es erstaunt und überrascht von allen Seiten.

„Das hat der Dinkelsbühl wirklich gethan?! — Nun, dann steht die Welt nicht mehr lange und die Sonne bald so stille, wie — Euer Verstand,“ rief Wilden zu der vor Staunen fast starren Gesellschaft.

„Doch jetzt kommt das Beste,“ fuhr Schwarz in seinem Bericht fort. „Dies hören und dem langen Director an den Hals fliegen, ihm den Bart — an die Wange konnte sie ihm nicht — küssen, seine Weste

beweinen, war bei der großen Laforest Eins. Der aber schüttelte die Ballerina ziemlich ungalant von sich ab — solche Dankbarkeitsergüsse dürfen nur ohne Zeugen acceptirt werden — und stolz wie die Königin Elisabeth schritt die Laforest zur Thüre hinaus. Kaum war sie fort, als der Schändliche, der entsetzliche Mensch, der herzlose Tyrann, ein höhnisches Kichern hören ließ. Und was meint Ihr wohl, was er gesagt?"

„Was denn? So sprich doch in Satans Namen!" riefen Mehrere, und diesmal in drohender Ungeduld, als Schwarz eine neue Kunstpause zu machen geneigt schien.

„Einen Schluck" — und der geriebene Theaterdiener wollte sein Manöver von Neuem beginnen. Doch die Geduld seiner Zuhörer war erschöpft. Jossen sprang auf und die geballte Faust erhoben, rief er von dem unwilligen Murren der Uebrigen unterstützt:

„Jetzt beichte zu Ende und ohne Unterbrechung, sonst soll Dein Buckel das Schinkenbrödchen sammt dem Doctor bezahlen. Vorwärts!"

Es war Ernst, das fühlte Schwarz, und da er seine Hörer schonen mußte, so erzählte er weiter:

„Der Dinkelsbühl sagte lachend zu seinen Helfershelfern: ‚So ein Tanzsubject hat wirklich nur in den Beinen Verstand. Die dumme Gans hätte sich doch denken können, daß ich ein theueres erstes Mitglied nicht als Figurantin würde debütiren lassen, und daß das Don Juan-Menuet nur ein Schreckschuß gewesen.‘ Haha! Er hat in's Schwarze getroffen und von nun an frißt sie uns aus der Hand! — Wie ordinär!“

Die Anwesenden lachten über die gelungene List des verhaßten Directors und Schwarz endete seine Erzählung mit raschen Worten:

„Auch ich mußte über den Streich lachen, aber, und das war dumm, nun ging es über mich her. Herr von Dinkelsbühl drehte sich plötzlich um, er mußte geglaubt haben, mit seinem Regisseur allein zu sein und war nicht wenig überrascht auch noch den Schwarz als Zuschauer der netten Scene vorzufinden. Seine Augenbrauen zogen sich zusammen, sein Backenbart

sträubte sich und mit einem Blick, der mich an die Wand nagelte, wie ich vermeinte, mit einer Stimme, grimmig und schneidend wie ein Scheermesser, rief er mir zu: ‚Was macht Er‘ — ja, er sagte Er zu mir, zum ersten Mal seit ich die verfluchte Livree trage! — ‚was macht Er hier? — Hinaus! und kein Wort über das, was hier geschehen, sonst soll Er‘ — zum zweiten Mal Er! wie grob! — ‚mich kennen lernen. Hinaus!‘ Ich machte, daß ich fortkam und werde mich wohl hüten, über den Auftritt zu reden — hier mache ich natürlich eine Ausnahme, denn hier lauscht kein Verräther; der Omnibus ist verschwiegen wie die Versenkungen des Jossen und die Parterrelogen während der Proben. — Guten Morgen!“

Damit stürmte er unter lautem Halloh seiner Zuhörer zur Thür hinaus.

„Ein geriebener Patron, unser neuer Director!“ bemerkte einer der Schauspieler.

„Pfui! es war ein schlechter Streich, der Jeden von uns alle Tage treffen kann,“ erwiderte der angehende Liebhaber.

„Gleichviel,“ sagte nachdenkend Herr Fettbrod, „er hat sein Ziel und rasch, sogar mit dem ersten Schritt erreicht — seine Beine sind freilich lang genug dazu! — Die Laforest, die hübsche Canaille, welche den alten Müller bis auf's Blut gepeinigt, ist für die Folge zahm gemacht. Er hat Recht gehabt: sie wird ihm von nun an aus der Hand fressen. Herr von Dinkelsbühl ist ein gräßlicher Kerl, aber er wird ein guter Director sein — für seine Rechnung. Das merkt Euch, der Fettbrod hat's gesagt.“

„Eine ähnliche Scene, aber ernster, sogar tragischer Art, habe ich vor etwa fünfundzwanzig Jahren mit ihm erlebt,“ sagte nun Wilden, gegen seine Gewohnheit ernst und in sich gekehrt. „Ich will sie Euch erzählen, Ihr werdet daraus Euern neuen Herrn Director kennen lernen und mag der Vorfall den Jüngeren, doch besonders den Alten zur Warnung dienen.“

Die Gesellschaft wurde aufmerksam und blickte nicht wenig gespannt auf den alten Schauspieler, der

in einer ganz anderen Weise als bisher und fast wie zu sich selbst zu reden anfing.

„Vor etwa fünfundzwanzig Jahren war ich bei dem von Dinkelsbühl engagirt. Er selbst hatte just das Komödienspiel aufgegeben — er war ein ganz miserabler Schauspieler gewesen! — und seit einem Jahre Direction zu führen begonnen. Der Mensch hatte Glück, denn er bekam das sehr gut dotirte Stadttheater in W., um welches eine Menge anderer und ganz tüchtiger Directoren sich vergeblich beworben. Einiges lebendige Inventar hatte er mit übernehmen müssen, unter Andern auch einen Schauspieler Namens Winter, ein guter wackerer Mensch, den man in W. in früheren Jahren als Held und Liebhaber fast vergöttert hatte, den jede Direction hatte engagiren müssen und dem die Stadt aus Dankbarkeit für den Fall seines Unvermögens eine kleine Pension zugesagt. Der alte Winter ließ sich immerfort engagiren, denn die Gage, welche die Directoren ihm zahlen mußten, war größer als die ihn erwartende Pension und die

Väter der Stadt dachten mehr klug als menschlich — die Verdienste des alten Mimen hatte man längst vergessen, während man die eingegangene Verpflichtung als eine lästige ansah — daß, so lange die Directoren den Alten bezahlten, sie, die Stadt, nicht nöthig habe dies zu thun. Frühere Directoren hatten den Winter als eine einmal nicht abzuschüttelnde Last übernommen, bezahlt und dann laufen lassen, ohne ihn zu beschäftigen. Sie zahlten dem Manne eben die Pension, welche die Stadt verpflichtet gewesen wäre zu zahlen. Nun aber kam Herr von Dinkelsbühl an die Reihe. Mit einer schlangenartigen Liebenswürdigkeit hatte er in alle Bedingungen gewilligt und den alten Winter empfangen, mit ihm gescherzt, sogar im Hotel mit ihm gespielt und gezecht. Doch das sollte bald anders werden. Ein Monat war kaum vergangen, Winter der größte Lobredner des neuen, jungen und tüchtigen Directors geworden, da wurde dem Alten ganz unerwartet eine Rolle zugeschickt und für den folgenden Tag Probe angesagt. Der arme Teufel hatte seit Jahren nicht mehr gespielt, konnte

nicht mehr spielen, denn sein Organ war so hinfällig, so schwach und heiser, daß man ihn im gewöhnlichen Leben nur mit Mühe zu verstehen vermochte. Hamlet sollte gegeben werden, ich — erschreckt nicht — spielte die Titelrolle und Winter hatte einen der beiden Todtengräber, und dazu noch den ersten, darzustellen. Erschrocken, fast entsetzt lief der Alte umher, aus dem Directionsbureau in das Theater, dann in die Wohnung des Directors, ohne diesen finden zu können. Herr von Dinkelsbühl war unsichtbar geworden und wurde auch nicht eher sichtbar, als bei der Generalprobe und Winter mußte spielen. Die Kirchhofscene kam heran; der arme Teufel stand als erster Todtengräber mit seinem Spaten in der kleinen Versenkung, welche das Grab vorstellen sollte, bei seinem Gefährten und die Reden der Beiden begannen. Vorne auf der Scene saß Herr von Dinkelsbühl bei dem Regisseur. Winter spricht — Niemand ist im Stande ein Wort des Alten zu verstehen. Eine wahre Todtenstille herrschte auf der Scene, denn alle Mitspielenden waren er=

griffen, erschüttert. Da plötzlich tönt eine scharfe Stimme: Lauter! ruft der Herr Director und uns Allen dringt der Ton, das Wort wie ein Messer in die Brust. Der arme Mann in der Grube strengt sich übermenschlich an, doch vergebens! nur noch heiserer, unangenehmer wird und wirkt das ängstlich klingende Getön, und — lauter! ruft abermals der Director mit seinem Herzen von Stein. Nun soll der Alte sogar das Liedchen singen. Das war zu arg! Ich hielt es nicht mehr aus; das Verfahren des kalten entsetzlichen Menschen empörte mich. Ich trat auf Herrn von Dinkelsbühl zu und mich gewaltsam bezähmend, sagte ich ihm: Haben Sie doch Mitleid mit dem armen alten Manne! Sie sehen ja, daß er nicht reden, geschweige denn singen kann! daß er jetzt schon mehr todt als lebendig ist. Dann werft ihn in die Grube, entgegnete Jener mir mit seiner schneidenden eisigen Stimme, und ich brauche ihm keine Gage mehr zu zahlen!"

Ein Murmeln des Schauderns wurde unter den zuhörenden Schauspielern laut, die wahrhaft entsetzt

auf den Erzähler blickten. Ohne darauf zu achten, fuhr Wilden fort:

„Am andern Tage neue und vergebliche Versuche des Alten bis zu dem Director zu dringen, um von der unmöglichen Aufgabe erlöst zu werden. Herr von Dinkelsbühl blieb wie früher unsichtbar; sein Regisseur, als solcher ein sehr tüchtiges, als Mensch aber ein charakterloses Subject, sagte dem Winter, daß eine Aenderung nicht mehr möglich sei, da die Zettel gedruckt und ganz W. sich auf das Auftreten Winters freue. Auch diesen Hohn mußte der alte Komödiant sich von dem Speichellecker seines Chefs gefallen lassen. Genug, der Abend, der fünfte Act kam heran. Der einst so beliebte und gefeierte Winter steht in seiner Grube und beginnt sein: ‚Soll die ein christlich Begräbniß erhalten, die vorsätzlich ihre eigene Seligkeit sucht?‘ — Doch wie in der Probe ist Nichts zu hören als ein heiseres Gekrächze. Die Scene geht weiter, doch das Publikum wird unruhig. Winters alte Bekannte ängstigen sich; die junge Generation, welche den alten Schauspieler kaum ge-

sehen, fängt an sich lustig über ihn zu machen. Immer ärger wird der Tumult, immer entsetzlicher, beängstigender klingt das Krähen des Alten, der übermenschliche Anstrengungen macht seine Rolle vernehmbar herzusagen, und in seiner Loge sitzt Herr von Dinkelsbühl neben seiner schönen Frau, einer tüchtigen Sängerin, und mit einem wahren Satanslächeln weidet er sich an dem steigenden Spectakel, an den Qualen des alten Mimen. Da plötzlich wird in dem Hause schrilles Pfeifen laut, dann der wiederholte Ruf: ‚Vorhang herunter' — zugleich ertönte auf der Bühne ein herzzerreißender Aufschrei: der alte Winter war ohnmächtig zusammengebrochen. — Der Vorhang fiel, Alles eilte nach der Grube, da lag der alte Komödiant wie leblos in seinem Theatergrabe. Still trugen wir ihn in die Garderobe, während vor dem Vorhang ein höllischer Tumult sich erhoben und wohl tausend Stimmen nach dem Director riefen. Doch dieser hatte sich wohlweislich entfernt; er wurde an diesem Abend nicht mehr gesehen. — Den Winter brachte man nach Hause und in sein Bett; am andern

Tage erhielt er seine Pension von den durch diese furchtbare Lection endlich weich gewordenen Vätern der Stadt. Doch erfreute der arme Teufel sich seines Ruhegehaltes nicht lange; etwa sechs Wochen darauf trugen wir ihn zu einem wirklichen Grabe, zu seiner letzten Ruhestätte. — Das, Kinder, hat Euer Director gethan — thun können! Ich, der ich es erzähle, habe es miterleben müssen und kann es beschwören. Und wenn er schon vor fünfundzwanzig Jahren im Stande war so zu handeln, so wird er heute wohl noch andere Stücklein vollbringen können."

Die Zuhörer waren sammt und sonders sichtlich und tief ergriffen, kein Ton wurde laut, kein Wort mehr gesprochen.

Da erhob sich Wilden und ohne die ihn Umringenden anzuschauen, wandte er sich nach einer Ecke der Stube und sagte matt:

„Nun laßt mich, Kinder! Die Erinnerung an diese Heldenthat des Dinkelsbühl hat sonderbar auf mich alten Sünder gewirkt. Mir ist zu Muthe, als hätte ich einen bösen Rausch, den ich ausschlafen muß."

Dabei ließ er sich auf einen Stuhl in die Ecke fallen, legte die Beine auf einen zweiten Sitz und bekümmerte sich nicht im Geringsten mehr um die Anwesenden.

Diese verließen erschüttert und nur flüsternd mit einander verkehrend, das Local und bald befand sich Niemand mehr in dem Omnibus als der alte Komödiant, der eingeschlafen war und wohl von der Grabscene und seinem todten Collegen Winter träumte.

Neuntes Capitel.

An verschiedenen Orten.

Hanna war in ihrem Fiaker bald in der Wiesenstraße draußen in der Vorstadt angelangt. Das Haus des Maurers war nicht schwer zu finden und das Mädchen betrat klopfenden Herzens die ärmliche Stube, denn sie war ja die Ueberbringerin einer recht traurigen Botschaft. In der Stube selbst sah es dafür hoffnungsvoll aus. Die Alte hielt das kleinste Kind und suchte es durch allerlei drollige Reden und Geberden zum Lachen zu bringen und die beiden anderen Kleinen spielten in fröhlicher Ausgelassenheit miteinander. Sie fühlten sich ja gesättigt und wußten den grimmigsten Feind ihres Daseins in die Flucht geschlagen, wohl

für immer, wie sie hofften. Deshalb durften sie schon heiter sein. Der Eintritt des schönen fremden Mädchens rief ein neues frohes Staunen hervor. Der ersten Ueberraschung konnte wohl eine zweite und ebenso angenehme folgen; den plötzlich glücklich Gewordenen schien dies ganz natürlich. Wenn auch zagend, so näherten sich doch die Kinder Hanna mit frohen Mienen und aus der Küche eilte Frau Herbert herbei, deren leidendes Gesicht bereits einen Anflug von besserer Farbe zeigte. Auch sie lächelte froh und erwartungsvoll der Eintretenden entgegen.

Doch ach! wie sehr täuschten sich Alle! Wie schnell schlug ihre stille Freude um in Leid und Wehklagen, als Hanna so schonend wie möglich den Vorfall erzählt und dann berichtet, daß Vater Winand wohl bald, vielleicht noch vor Abend, sein jüngerer Gefährte aber erst nach einigen Tagen würde zurückkehren können. Die alte Frau saß da, die Hände gefaltet, mit gesenktem Haupte und schwere Thränen tropften nieder auf das in ihrem Schooße ruhende Kind. Die beiden Kleinen hatten sich ängstlich zu

der laut jammernden Mutter geflüchtet, welche augenblicklich zu dem Vater wollte. Hanna hatte größte Mühe, die erregte Familie nur in etwas zu beruhigen und zu einer richtigen Erkenntniß ihrer Lage zu bringen. Es gelang endlich ihren Bemühungen und nun ordnete sie mit richtigem Blick das Nöthige an, wobei Mutter und Kinder ihr vertrauensvoll folgten.

Die Kleinen nahmen ihre spielende Beschäftigung wieder auf, doch flüsterten sie nur, um die Großmutter nicht zu stören. Mit Hülfe der jungen Frau wurde der gefüllte Korb aus dem draußen wartenden Fiaker in die Küche geschafft — Proviant für die folgenden Tage — und nun rasch das Mittagessen hergerichtet, wobei Hanna sich als eine ebenso flinke als practische Haushälterin zeigte. Während die Mutter drinnen in der Stube den Tisch deckte, machte Hanna in der Küche das Essen fertig. Das brodelte und briet in den Pfannen und Töpfen, das duftete durch das ganze Haus nach köstlich gebratenem Fleisch, wie seit Jahren nicht, so daß die Kinder ihr Spielen beendeten

und stumm in der Nähe der Küchenthür sitzen blieben, um den ihnen fremden, doch gar zu gut dünkenden Duft mit stiller, erwartungsvoller Freude einzuathmen.

Bald war das Essen aufgetragen, die kleine Familie saß um den Tisch und die Kinder ließen sich die seltenen Speisen gut schmecken. Doch die beiden Frauen wollten kaum zulangen, obgleich auch ihnen die langentbehrten Gerichte gar verführerisch entgegendufteten. Es bedurfte des freundlichsten, dringendsten Zuredens des Mädchens, der bündigsten Versicherung, daß den beiden Männern keine wirkliche Gefahr drohe, daß es ihnen an Nichts fehle, um Jene zum Essen zu bewegen. Doch endlich siegte der natürliche Trieb und auch sie aßen und tranken mit rechtem Appetit.

Nun aber war Frau Herbert nicht mehr zu halten, rasch hatte sie ein Tuch umgeworfen, eine Haube aufgesetzt, dann nahm sie Abschied von der alten Mutter und ihren Kleinen und bestieg mit Hanna, welche den Kindern ein baldiges Wiederkommen und ein gleich köstliches Nachtessen ver-

sprechen, den Fiaker, der sie schnell dem Innern der Stadt zuführte.

Unterwegs händigte das junge Mädchen Frau Herbert eine Zehnthalernote ein, welche Herr Steinert der Familie Winands geschenkt. Obgleich die Summe für die Frau ein Capital war, das die Familie von manchen Sorgen zu befreien vermochte, so war sie doch nicht im Stande sich darüber zu freuen, denn sie näherte sich ja dem Orte, wo sie ihren verwundeten Vater und den jungen Menschen wiedersehen sollte, der ja die erste Ursache ihrer besseren Lage gewesen. Mit einem innigen Blick, einem langen Druck ihrer Hand dankte sie dem jungen Mädchen für all' die Theilnahme und Liebe, welche sie der armen Familie erwiesen und Hanna fühlte sich durch diesen stummen Dank tief ergriffen und auch reich belohnt für das Wenige, was sie gethan.

Vor dem Hause zur Rose hielt der Wagen und wenige Augenblicke später lag Frau Herbert still weinend am Halse ihres alten Vaters. Winand war bedeutend besser und recht besorgt suchte er die Auf=

regung seiner Tochter zu beschwichtigen, indem er dabei auf das Bett deutete, wo Meunier lag. Der junge Arbeiter war noch nicht zu sich gekommen. Nach seinem ersten Erwachen rasch wieder in die frühere Betäubung zurückgesunken, lag er nun da in einem fieberhaften Schlafe. Der Arzt war bereits zum zweiten Mal dagewesen, hatte Eisaufschläge verordnet und vor allen Dingen größte Ruhe anbefohlen, und als ob er ein Angehöriger des Hauses gewesen, pflegte Frau Babette den Verwundeten. Winand hingegen hatte Erlaubniß erhalten, in einem Wagen heimzukehren, der Arzt versprach ihn bald zu besuchen und hatte in ein paar Tagen völlige Genesung in sicherste Aussicht gestellt. So verließ denn der alte Maurer nach einem letzten Blick voll dankbarer Liebe und Theilnahme auf seinen armen Gefährten, von seiner Tochter unterstützt, das Zimmer, um in dem draußen wartenden Wagen heimzukehren.

Hanna hatte das Krankenzimmer ebenfalls auf den Zehen betreten, doch wagte sie sich nicht mehr in die Nähe des jungen Arbeiters. Eine mädchenhafte

Scheu hielt sie zurück; auch sagte sie sich, wohl in allzugroßer Bescheidenheit, daß sie kein Recht mehr habe weitere Sorge um den Verwundeten zu tragen. Nur wenige Worte gedachte sie noch mit der alten Haushälterin zu wechseln nnd sich dann zu entfernen. Da ergriff Babette die Hand des Mädchens, schaute ihr bittend in die Augen und sagte mit leisem Ton:

„Noch einen Augenblick schenken Sie uns, mein liebes Fräulein. Frau van der Meulen, die nicht ganz wohl ist, wünscht sehnlichst Sie zu sprechen. Von Ihnen, der Sie ja ein wahrer Schutzengel der beiden armen Leute gewesen, verlangt sie den Hergang zu erfahren; auch sie will Ihnen danken für das, was Sie gethan. Bitte, gehen Sie einen Augenblick zu der alten Dame hinauf, es wird ihr die größte Freude machen."

Hanna folgte gerne der Aufforderung und von der Haushälterin geleitet, betrat sie bald das Zimmer mit den hübschen gemalten Wänden, wo Frau van der Meulen vor ihrem Arbeitstischchen am Fenster saß.

Babette entfernte sich und Frau Gertrud stand

auf, um das Mädchen, dessen Erscheinung einen überaus günstigen Eindruck auf sie zu machen schien, in freundlichster Weise zu empfangen. Die arme Frau fühlte sich noch immer angegriffen von der entsetzlichen Scene, welche sie am Vormittage erlebt. Von Herzen gut, wäre sie gerne hinabgegangen, um auch ihrerseits mitzuhelfen, doch vermochte sie es nicht. Dafür aber berichtete Babette das Vorgefallene ausführlich, wenn sie auch mehr von dem schönen und so seelenguten Mädchen, als von den beiden eigentlichen Hauptpersonen des traurigen Auftritts sprach. Es war fast als ob die Alte absichtlich die Aufmerksamkeit ihrer Herrin von Jenen ab und ganz besonders auf Hanna hätte lenken wollen. So war die Neugier der Frau van der Meulen nicht wenig rege gemacht worden und sie fand die Schilderungen Babettens vollkommen gerechtfertigt, als sie nun Hanna gesehen und mit ihr gesprochen.

In einfacher schlichter Weise schilderte Hanna der alten Dame den Hergang auf dem Markte, mit beredten Worten, ja mit einem Anflug von Enthusiasmus

das muthige Thun des jungen unglücklichen Arbeiters. Ueber ihr eigenes Wirken ging sie leicht hinweg, doch offen legte sie ihre Angst um die Armen dar. Dann erzählte sie ihre Erlebnisse in dem Häuschen und bei der Familie des armen Maurers und Frau van der Meulen fühlte Thränen in ihre Augen treten. Leuchtenden Blickes dankte sie der Erzählerin für deren aufopfernde Theilnahme, und nachdem sie erfahren, wer Hanna und ihre Eltern seien, wo sie wohne, entließ sie das Mädchen mit der herzlichen Bitte, ja recht bald wieder bei ihr einzukehren.

Hanna versprach es gerne und als sie sich entfernen wollte, Frau van der Meulen die Hand zum Abschied reichte, da drückte die alte Dame unwillkürlich einen Kuß ihr auf die Stirne und sagte mit einem Ton, der ebenso viel Herzlichkeit als Wehmuth kündete:

„Sie sind ein wackeres Mädchen! Glücklich die Eltern, welche ein solches Kind das ihre nennen dürfen! — Auf Wiedersehen!" —

Dann wandte sie sich ab, fast als ob sie Thränen

vor dem Mädchen verbergen wolle, und eigenthümlich ergriffen verließ Hanna das Zimmer und bald darauf das Haus zur Rose.

Der Wagen mit dem alten Winand und seiner Tochter war längst davon gefahren, als Hanna auf die Straße trat und nun erst dachte sie an ihr eigenes Heim, an die Mutter, den Vater, die um ihretwillen gewiß in größter Sorge sein würden, denn die Mittagsstunde war vorüber und mit ihrem geleerten Korbe eilte sie dem nahen Theatergebäude zu. Trotz ihrer Aufregung mußte sie lächeln, wenn sie daran dachte, wie sie am Vormittag ausgegangen, um einzukaufen und nun nach Verlauf von mehreren Stunden heimkehre mit — leeren Händen. Wohl blickte sie dabei flüchtig auf dem Markte umher, um den Schaden jetzt noch rasch zu ersetzen, doch dies war nicht mehr möglich, denn da die Mittagsstunde vorbei, fand sich der Markt so gut wie geräumt. Rasch schritt Hanna dahin, doch sonderbar! unwillkürlich hemmte sie ihren Schritt, denn Gedanken, die sie bisheran zurückgedrängt, tauchten nun gewaltsam in ihr auf

und beherrschten sie vollständig. Das bleiche Gesicht des jungen Menschen mit dem schwarzen Haar und Bart sah sie vor sich, blutbefleckt, doch auch wieder voll Leben und den Blick auf sie gerichtet. Sie hatte es schon einmal gesehen — ganz recht! am gestrigen Abend, in dem Eisenbahnwaggon. Der verwundete Arbeiter war ihr Reisegefährte gewesen, der sie so scharf angeschaut und sich dann beim Aussteigen so zuvorkommend gegen sie erwiesen.

Hanna war in diesem Augenblick auf dem Vorplatz des großen Foyers angelangt, sie mußte innehalten, denn diese Erkennungsscene in Gedanken hatte sie in der That verwirrt gemacht. Nun trat die Gestalt des Arbeiters wieder vor ihre Seele; sie sah ihn, wie er am Morgen auf dem Gerüst gestanden, sie hörte seine Worte, welche er zu den strikenden Maurern gesprochen, die im Verein mit seinem muthigen Handeln ihre Aufmerksamkeit — ja ihre Verwunderung erregt. Es war gut, daß Flur und Treppe ziemlich düster waren, denn das Mädchen durfte nicht bangen, daß irgend Jemand hier ihr Erröthen bemerke. Auch

ihr Herz fühlte sie plötzlich heftiger klopfen als gewöhnlich — doch dies konnte von den vielen Stufen herkommen, welche sie schon erstiegen hatte. Langsam und stille, fast wie beschämt legte sie den Rest des Weges, die letzte der Treppen, zurück und betrat endlich ihre Wohnung.

Mit einem lauten Freudenschrei wurde Hanna von der besorgten Mutter empfangen und rasch erzählte das Mädchen Alles was da vorgegangen, weshalb sie so spät und mit leerem Korbe heimkomme. Ganz eigenthümlich fand sich Frau Eder von dem letzten Theile des Berichts, dem Besuch bei Frau van der Meulen überrascht. Eine Weile blickte sie sinnend vor sich hin, doch endlich nahm der Augenblick sie wieder in Anspruch. Der Vater war noch immer nicht heimgekommen. Geschäfte hielten ihn wohl im Directions-Bureau oder auf der Bühne zurück. Für ein Mittagessen hatte die Mutter indessen schon gesorgt und beide Frauen beeilten sich nun dasselbe so rasch und so gut als möglich fertig zu machen.

Endlich, zwei Uhr war vorüber, da erschien

Herr Eder, matt, abgespannt und was noch schlimmer war, mißmuthig und unzufrieden. Seine Frau erbleichte, als sie den Mann, an dem ihr ganzes Herz hing, so angegriffen wiedersah und ein banger Seufzer entrang sich ihrer Brust, ein Seufzer, der der Gegenwart, doch noch mehr der Zukunft galt.

Bei Tisch war Herr Eder recht wortkarg und weder seine Gattin noch die Tochter wagten ihn mit Fragen anzugehen. Doch als das Essen vorüber, er in sein Zimmer gegangen, wohin die besorgte Mutter ihm folgte, da faßte er sein Weib bei der Hand und ihr in die treuen Augen blickend, sprach er mit einem Seufzer:

„Dir darf ich den Grund meines Kummers nicht verhehlen, ebenso wenig die bange Sorge um die Zukunft. Unsere besseren Tage sind dahin, armes, liebes Weib! und es wird all Deines Muthes, Deiner ganzen Standhaftigkeit bedürfen, um mich, uns Alle aufrecht zu halten, daß ich der Last, welche ich mir aufgebürdet, den neuen widerwärtigen Verhältnissen, in die ich gerathen, in denen ich mich bewegen, leben und wirken muß, nicht erliege.“

Frau Eder war durch diese unerwartete Herzensergießung fast zu Tode erschrocken. Sie kannte ihren Gatten, der für Alles, für Frohes wie für Trauriges, leicht empfänglich war und einer ruhigen, kältern Natur bedurfte, um ihm in solchen Augenblicken theilnehmend, rathend und helfend zur Seite zu stehen. Deshalb widerstand sie dem Gefühle des Bangens, welches sie zu übermannen drohte und ihre Kraft zusammennehmend, versuchte sie den Erregten zu beruhigen, seine düstern Besorgnisse als grundlos hinzustellen und ihm frischen Muth einzusprechen. Zugleich bat sie ihn dringend ihr zu erzählen, was ihn so beunruhigt und verstimmt.

Eder hatte sich in die Ecke seines Sophas geworfen und mit der Hand durch das volle, doch ergrauende Lockenhaar fahrend, sprach er, noch immer niedergeschlagen wie früher:

„Ich hatte mir die neue Aufgabe, deren ich mich unterzogen, die Regieführung, leichter vorgestellt; mit Lust und Liebe erfaßte ich sie und hoffte manchen schönen künstlerischen Gedanken verwirklichen zu können.

Schon beim Beginn stoße ich auf Hindernisse, welche mir fast unbesiegbar erscheinen. Von allen Seiten wird bereits jetzt schon mein redliches Wollen angefeindet. Hochmüthiger Dünkel gepaart mit gleich großer Ignoranz machen sich bei den meisten ersten Mitgliedern in einer Weise geltend, daß es mir wohl unmöglich sein wird, dagegen anzukämpfen und all' meine schönen Träume sehe ich verfliegen. Das, was mir meine neue Stellung angenehm machen, mir eine künstlerische Befriedigung gewähren sollte, zerrinnt in Nichts und nur die mühseligste Plage, täglich wiederkehrender Aerger bleiben. Dazu kommt noch — und das ist für mich wohl das Schlimmste! — daß ich in meinem neuen Chef wohl den practischen Theaterleiter erkennen, ja bewundern, doch den Menschen — verachten muß. In der kurzen Zeit meines Hierseins habe ich bereits die Erfahrung gemacht, daß Herr von Dinkelsbühl den Schauspieler wie ein todtes, elendes Werkzeug betrachtet und behandelt, nur dazu da, um seinem eigenen Willen — schlimmer noch — seinen Launen zu dienen. Menschliche Regungen hat der Mann

keine, Rücksichten kennt er nicht, und das widerstrebt mir, macht mich unfähig, ihm mit der Hingabe zu dienen, welche nöthig ist, um ein nur einigermaßen wünschenswerthes Ziel zu erreichen und meine Kraft mir zu erhalten. — Ich fühle mich jetzt schon unglücklich und die Saison hat noch nicht einmal begonnen! — Was soll in der Folge daraus werden?"

Frau Eder stand da mit krampfhaft gefalteten Händen. Die leise hingeworfenen, doch so bedeutsamen Worte ihres Gatten hatten ihr das Herz zusammen geschnürt, denn auch sie sah bereits ihre Zukunft sich verdüstern. Doch durfte sie nicht merken lassen, was sie bis zu Thränen bewegte. Muth mußte sie in diesem Augenblicke zeigen und schon wollte sie den Versuch machen, das soeben Gehörte als zu schwarz gedacht und geschildert hinzustellen, als Eder ihr zuvorkam und mit mattem, doch freundlichem Lächeln fortfuhr:

„Ich weiß, was Du sagen willst, gutes Weib, und habe ich mir dies Alles und noch weit mehr

schon selbst gesagt. Ich weiß, daß ich meine Kraft zusammennehmen muß, um zu ringen und zu kämpfen für Dich, für unser liebes Kind und ich werde es thun — nur mußt Du Geduld mit mir haben. Die Prüfung ist hart — besonders heute, denn für mich Peinliches steht mir noch bevor. Vielleicht ist es gerade dies, was mir alles Uebrige in so trübem Lichte erscheinen läßt; ist es erst überstanden — habe ich den letzten Rest eines wohl thörichten, doch gewiß verzeihlichen Künstlerstolzes überwunden, habe ich die kleine Rolle neben meinem unfähigen, unkünstlerischen Collegen gesungen, dann — dann wird Alles gut werden, weil für mich das Härteste überstanden ist. Dann, liebe Frau, sollst Du mich stark finden, über Nichts will ich mehr klagen und mit Deiner treuen Hülfe, Deiner Liebe Alles ertragen und überwinden. Darauf verlasse Dich fest; meine Liebe zu Dir und unserm Kinde, die Ihr ja mein Alles auf dieser Erde seid, bürgt Dir dafür! — Doch jetzt laß mich für einige Augenblicke, ich bedarf der Ruhe, um das Erlebte zu vergessen, mich für das Kommende zu stärken."

Frau Eder schloß ihren Gatten in ihre Arme, einen innigen Kuß tauschte sie mit ihm aus, dann verließ sie das Zimmer, den geliebten Mann der Ruhe — vielleicht auch nur seinen sorgenden Gedanken an Weib und Kind und die Zukunft überlassend.

Zehntes Capitel.

Moses Nathanson.

In der Hauptstraße und nicht weit von dem Theatergebäude befand sich ein großes neues Haus, das durch die eleganten Läden, welche es enthielt, die architektonische Verzierung der breiten Façade, von seiner Umgebung vortheilhaft abstach und die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden erregen mußte. Die Eigenthümer der Geschäfte bewohnten den niedern Entresol, während die übrigen Etagen mit ihren terrassenartigen Balcons an reiche Private und auch an erste Mitglieder des Theaters vermiethet waren. Zwischen den großen Spiegelscheiben der verschiedenen Läden des Parterrs befand sich an einer Stelle eine

Doppelthüre von gewöhnlicher Breite, die zur Hälfte als Erker diente. Hier lag hinter der schmalen hohen Scheibe und noch durch ein starkes Drahtgitter geschützt eine hübsche Auswahl jener buntbedruckten Papiere, von deren Anhängebogen der glückliche Besitzer von sechs zu sechs Monaten ein kleines Stückchen abzuschneiden pflegt, um dasselbe dann in Geld umzusetzen. Die schmale Hälfte der Thüre, welche als Einlaß diente, war mit einem stahlgrünen Vorhang verdeckt, doch zeigte sie noch ein kleines lackirtes Blechschildchen, worauf zu lesen stand:

„Moses Nathanson. An- und Verkauf von Staatspapieren.“

Der Inhaber des kleinen, im Vergleich zu seinen Nachbarn unscheinbaren Ladens war jedoch zugleich Eigenthümer des großen Hauses und wohl noch ganz anderer Schätze, die er dem Publikum nicht so breit zur Schau stellte, wie sein prächtiges Heim, von dem er nur den allerkleinsten Theil für sich in Anspruch genommen.

An demselben Vormittage stand Herr Moses

Nathanson in seinem Laden hinter dem Drahtgitter des Comptoirs und handelte mit einer Frau aus dem Bürgerstande um verschiedene Werthpapiere. Es war ein Mann mit einem eisgrauen, von einem schwarzen Käppchen bedeckten Kopf, einem Gesicht, das wie eine gelbe, zerknitterte Pergament-Maske aussah und nur durch die kleinen grauen, hellblinkenden Aeuglein Leben erhielt.

„Kann bei Gott nicht mehr zahlen, geehrte Frau Balzer,“ sagte er mit leiser, schmeichelnder Stimme zu der Frau, welche ihre Papiere unschlüssig in der Hand hielt. „Sehen Sie nur den Courszettel von gestern an — wo hab' ich ihn doch nur hingelegt? gleichviel! — sie stehen einundachtzigeinhalb Papier. Gebe ich Ihnen achtzig und verkaufe nicht gleich wieder, so kann ich schon morgen einhalb Procent und mehr verloren haben. Das Papier fällt von Tag zu Tag. Es geht bei Gott nicht anders, dürfen mir glauben, hochgeehrte Frau Balzer.“

Der lauernde Blick blieb auf die Frau, doch mehr noch auf die Blätter in deren Hand gerichtet.

Diese zögerte zwar noch immer, doch schien sie sich endlich zur Annahme des Gebots zu entschließen. Schon belebte sich das pergamentartige Gesicht des alten Banquiers, denn er sah den Abschluß eines guten Handels nahe, da trat plötzlich eine unerwartete Störung ein.

Die schmale Eingangsthüre wurde mit solcher Gewalt aufgestoßen, daß sie klirrend wider die Mauer flog und in den kleinen Laden stürzte ein Officier in sichtlich großer Aufregung.

Es war der junge Edmund van der Meulen.

Der Officier, welcher wohl gesonnen gewesen, ebenso rasch sein Anliegen vorzubringen, als er eingetreten, stutzte, da er die ihm fremde Frau sah. Ueber das Gesicht Nathansons fuhr ein fast unmerkliches Lächeln, dann sagte er, wohl um den Eingetretenen aus der Verlegenheit zu ziehen, mit seiner zitternden, süßlichen Stimme:

„Der Herr Lieutenant wünschen wohl mit mir zu reden? Dürfte ich bitten für einen Augenblick in mein Cabinet zu treten, werde gleich zu Diensten stehen.“

Ohne ein Wort zu erwidern, eilte van der Meulen an der Frau vorbei und auf die Thüre des ihm gewiß wohlbekannten Cabinets zu, durch welche er alsbald verschwand.

Moses Nathanson hätte nun das Geschäft, welches ihn bereits eine ganze Weile in Anspruch genommen, rasch abschließen können, denn die Frau hatte ihre Papiere auf den Zahltisch gelegt, als Zeichen, daß sie das Gebot des Banquiers acceptirt. Doch dieser schien jetzt keine Eile zu haben. Wenn er auch gewiß nicht Willens war, zurückzutreten oder der Verkäuferin neue Bedingungen zu stellen, so legte er es doch sichtlich darauf an, die Frau noch länger in seinem Laden zurückzuhalten und er wußte wohl warum! Den Herrn Lieutenant van der Meulen kannte Nathanson nur zu gut. Derselbe war ein alter und sehr guter Kunde des Geschäfts. Seine heutige Aufregung drückte seine Wünsche sprechender aus als Worte und ein halbes Stündchen Wartens konnte wohl im Stande sein, den armen jungen Herrn in etwas zu beruhigen, abzukühlen, auf alle Fälle aber ihn gefügiger zu machen. So

dachte Herr Moses Nathanson und er irrte sich nicht.

In dem Cabinet ging der Officier anfänglich mit großen Schritten auf und ab, mit dem Säbel auf dem Fußboden klirrend, als ob er in der Caserne gewesen. Nach einer Weile aber hörte das Gerassel auf — Herr Nathanson bemerkte es mit feinem Lächeln — und van der Meulen warf sich, über den saumseligen Juden ingrimmig fluchend, auf einen Stuhl. Die Beine weit ausgestreckt und sich mit der Hand Luft zufächelnd, versuchte er seiner Aufregung Herr zu werden und begann endlich — da Nathanson noch immer nicht kommen wollte — über das soeben in seinem Elternhause Erlebte und seine Lage nachzudenken.

Der Ausspruch seines Vaters, dessen Strenge und Charakterfestigkeit er zur Genüge kannte, hatte ihn anfänglich entsetzt, dann wahrhaft niedergedonnert. Wie hätte er es für möglich gehalten, daß Jener in so bestimmter Weise gegen ihn auftreten würde! Von dieser Seite war sein Urtheil gesprochen und dies

mußte seine Vernichtung herbeiführen, wenn er hier, bei Nathanson keine Hülfe fände. Was lastete zur Zeit nicht Alles auf ihm? Spielschulden, für die er sein Ehrenwort verpfändet und über ihm, die schöne Laforest, deren erklärter und bevorzugter Anbeter er war, für deren prächtiges Appartement, reiche Toilette und sonstige Bedürfnisse hauptsächlich er zu sorgen hatte — was die leichtfertige Schöne indessen nicht abhielt, auch von Andern gleichen Tribut anzunehmen. Der Geldwechsler mußte helfen, oder van der Meulen war verloren. Doch hatte sein Vater ihm nicht auch verboten, Schulden zu machen? — Bah! was kümmerte Edmund dies? Der Alte konnte ja keine Ewigkeit mehr leben und dann war er, sein Sohn, alleiniger Herr des gewiß großen Vermögens. — Die Mutter zog der junge Verschwender nicht in Betracht; sie war auch zu gut, um sich seinem Willen zu widersetzen. Vor allen Dingen galt es Geld — viel Geld zu erlangen, um jeden Preis, das Uebrige würde sich dann schon finden. So schloß der Officier seine Gedankenkette.

Fast eine halbe Stunde mochte vergangen sein, da fand es der alte Banquier denn doch an der Zeit, den Harrenden aufzusuchen. Leise, fast unhörbar öffnete Nathanson die Thüre und trat in das Cabinet, genau in dem Augenblick, als der Zorn des Officiers, dessen Geduld endlich erschöpft war, losbrechen wollte.

„Endlich!“ keuchte er mit flammendem Auge und ließ sich, auf eine lange Unterhaltung gefaßt, wieder in den alten Sessel fallen, aus dem er sich zornig erhoben.

„Und was wünschen der Herr van der Meulen von mir?“ fragte Nathanson mit seiner leisesten, süßesten Stimme.

„Geld, Alter! So viel Du nur hergeben kannst.“

„Das wäre für den Augenblick — blutswenig, denn meine Casse ist so gut wie leer,“ war die in früherer Weise gegebene Antwort.

„So hat es noch immer geheißen, wenn ich als Bittender hierher kam und nachher zeigte es sich, daß der alte Schächer gelogen!“ brauste van der Meulen auf.

„Nur ruhig, junger Herr,“ erwiderte der Jude

mit anderm geschäftsmäßigem Ton. „Wir wollen die Sache ernsthaft besprechen. Behalten Sie Platz und hören Sie mir einen Augenblick zu."

„Mache Deine Bedingungen, ich bin auf eine neue Schinderei gefaßt."

Herr Nathanson schien diese beleidigenden Worte vollständig zu überhören; er rückte einen Stuhl vor den Schreibtisch, schlug eines der dort aufgestapelt liegenden Bücher auf und begann dann, allerlei Zahlen murmelnd, auf ein Blättchen zu schreiben.

Schweigend, doch die Lippen vor Zorn und Ungeduld zusammengebissen, sah van der Meulen dem Thun des Alten zu. Endlich mußte derselbe mit seinen Berechnungen fertig sein, denn er wandte sich nach dem Officier um, hielt diesem das mit Zahlen bedeckte Papierstück hin und sagte:

„Hier haben Sie Ihr Conto, Herr van der Meulen."

Verächtlich wies dieser das Blättchen von sich ab, da fuhr der alte Banquier gelassen fort:

„Es macht in Allem, mit den geringen Zinsen, bis

zum nächsten Ersten, Achttausend Zweihundert Zehn Thaler und einige Groschen. Dazu kommen dann noch die zwei letzten Quartale des gnädigen Fräulein dort oben mit Dreihundert und achtzig Thaler —"

„Zum Teufel mit Eueren Rechnungen!" schrie der Officier, vor Wuth erbleichend, auf. „Ich bin nicht hergekommen, um Geld zu bringen, sondern welches zu holen — wenn möglich neue Achttausend Thaler! Ich will ein Ende machen. Das Betteln daheim ekelt mich an — es würde auch Nichts nützen, denn ich erhalte von dort Nichts mehr als — als bis der Alte die Augen zugethan. Nun wißt Ihr, wie es steht und was ich will, jetzt sprecht!"

Moses Nathanson war bei diesen inhaltsschweren Worten zusammengefahren und verstummt. Einen Augenblick schien alles Leben aus der Gestalt gewichen, dann aber nahm er eine behaglich kauernde Lage an und mit einem leichten Achselzucken sprach er so gelassen, als ob die Verhandlung bis jetzt in ruhigster Weise geführt worden wäre:

„Dann — dann kann ich nur meinen früheren

Vorschlag wiederholen. Ich kaufe Euch die — Rose ab für vierzehntausend Thaler und zahle den Rest baar aus. Das dürfte wohl genügen bis — Ihr das Uebrige erbt."

Der Officier war staunend zurückgewichen, jetzt stieß er ein höhnisches Lachen hervor und rief verächtlich:

„Vierzehntausend Thaler für die Rose! — die ihrer Vierzigtausend unter Brüdern werth ist?! — Ihr seid wohl verrückt geworden, Alter! Schon einmal habt Ihr mir den Vorschlag gemacht, doch botet Ihr damals, wenn ich mich recht entsinne, Sechszehntausend."

„Meinetwegen! — ich halte mein altes Gebot — aber keinen Pfennig gebe ich mehr!" keuchte Nathanson und wie zu sich selbst sprechend.

„Es geht nicht," erwiderte einlenkend der Officier, der bereits die erwünschten achttausend Thaler vor seinen Augen schimmern sah. „Bedenkt nur! — der Alte kann noch lange Jahre leben — noch viel verthun — haha!" —

„Eben deshalb kann ich nur Sechszehntausend geben und nicht mehr.“

„Und dann bin ich ja nicht alleiniger Erbe. Mein Bruder — kann zurückkehren.“

Die kleinen Augen des Juden blitzten auf.

„Habt Ihr eine Ahnung, daß dies geschehen könnte?“ tönte es mit ängstlicher Hast. „Erzählt mir von ihm, sagt mir wie es um ihn steht. Alles — Alles muß ich wissen, denn die Rose — will ich haben und viel Zeit bleibt mir dazu nicht übrig.“

Die Worte, das Gebahren des alten Mannes waren so sonderbar, daß van der Meulen staunend zu ihm aufschaute. Wohl hatte Jener früher schon einmal auf den Verkauf der Rose angespielt, doch fast nur scherzweise, heute aber schien es ihm ernst um das Geschäft zu sein. Durch die letzten wohl unbedachtsam hervorgestoßenen Worte hatte der schlaue Geldmann sich gleichsam in die Karten schauen lassen und der Officier gedachte den ihm dadurch gewordenen kleinen Vortheil zu benutzen, doch wollte er vorerst seine Neugierde befriedigen.

„Und warum verlangt Ihr denn so nach dem alten Hause," sagte er scheinbar ruhig, „während Ihr doch hier einen wahrhaften Palast besitzt?"

Der Banquier schien in Gedanken versunken. Hatte die Schlauheit den alten Mann für Augenblicke verlassen, oder war es die Macht der Erinnerung, die ihn überwältigt — oder gedachte er durch ein offenes Bekenntniß seine unbesonnene Rede wieder gut zu machen? — genug, er erwiderte, immer sinnend vor sich niederblickend:

„Eine alte Anhänglichkeit, Herr van der Meulen! — In der Rose habe ich als Knabe gespielt — es ist lange her! — mein Vater besorgte Kauf und Verkauf für den früheren Eigenthümer, den alten Pitt Gronen, einen tüchtigen Handelsmann, obgleich ein Christ und wohl werth einer von unseren Leuten gewesen zu sein! Er hat mich angelernt, unter ihm habe ich meine ersten Geschäfte gemacht — freilich Kleinigkeiten — doch war es auch nur der Anfang und aller Anfang ist schwer, mein werther Herr! Aus purer Anhänglichkeit an meine jungen Jahre möchte ich die

Rose kaufen. Nun wissen Sie es und jetzt sagen Sie mir ein Wort von Ihrem Bruder."

Der Officier schien durch die mit einer gut gespielten Treuherzigkeit gesprochenen schlichten Worte enttäuscht. Er zuckte verächtlich die Achseln und erwiderte, sofort die Frage beantwortend:

„Mein Bruder ist fort — verschollen — seit wohl fünfzehn Jahren und wird wohl auch nimmer wiederkehren. Wenn auch? — Wie der Alte ihn davongejagt, so hat er ihn auch enterbt."

Nathanson ließ ein leises, doch freudig klingendes „Ah!" hören, dann sagte er wieder leichthin, wie zu Anfang des Gesprächs:

„Nun, dann könnten wir das Geschäft in aller Sicherheit abmachen. Das Gebot von sechszehntausend Thaler halte ich und können Sie das Geld sofort haben. Das Fräulein dort oben scheint darauf zu warten — hehe! — und wird sich gewiß freuen, den Herrn Officier mit gefüllten Taschen wiederzusehen."

„Laßt es doch endlich gut sein, Nathanson," entgegnete van der Meulen beschwichtigend, „und sprecht

vernünftig. Schreibt einen neuen Wechsel, rechnet hinzu was Ihr wollt — einstens — wenn die Stunde gekommen, werde ich ihn einlösen."

Statt aller Antwort war der Banquier zu einem Schranke gegangen, hatte die Thür aufgeschlossen und nachdem er eine Weile in den dort aufgehäuften Papieren gesucht, einen großen, vollbeschriebenen und mit einem Stempel versehenen Bogen hervorgelangt, diesen legte er auf den Tisch, deutete darauf und sagte:

„Hier ist der Kaufvertrag — Alles ist darin gewahrt — er braucht blos unterschrieben, das Datum hinzugefügt zu werden und das Geschäft ist gemacht! — Wollt Ihr die große Summe in Gold oder Papier?"

Jetzt hielt sich der Officier nicht länger. Mit einem derben Fluch sprang er auf und schrie, Alles um sich her vergessend:

„Ihr seid ein Schurke, Nathanson! und der Satan soll mich holen, wenn ich in die Falle gehe und den Wisch unterschreibe. Ich werde anderwärts schon finden, was ich brauche."

Dabei ergriff er seine Mütze und stürmte der Thür zu, welche aus dem Cabinet in das Innere des Hauses führen mußte.

Der Andere rief dem Wüthenden gelassen nach:

„Ich bleibe noch ein Stündchen im Geschäft, Herr van der Meulen, wenn es dann belieben sollte —“

Doch der Officier hatte das Zimmer bereits verlassen, draußen hörte man das laute Klirren seines Schleppsäbels auf der Treppe.

„Er geht zu der Tänzerin,“ flüsterte Nathanson horchend und mit einem grinsenden Lächeln. „In einer Stunde ist der Herr wieder hier und die goldene — goldene Rose wird mein!“

Dann begann er den fertigen Kaufvertrag, den Kopf in die Hand gestützt, aufmerksam zu durchlesen, ob er Nichts übersehen. Doch bald lehnte er sich in seinen Sitz zurück und verfiel in tiefes Sinnen.

Er dachte wohl an das Haus zur Rose und was er und Andere darinnen getrieben.

— — — — — — — — — — —

Eine lange Weile ist vergangen, der Mittag heran-

gekommen; draußen ist es stille, kein Kunde im Laden, den ein junger Mensch, wohl ein Lehrling, bewacht, der seine Feder zerkauend, recht ärgerlich und wohl auch hungerig auf die Thüre des Cabinets schaut, in welchem der Herr des Orts noch immer weilt. Auf derselben Stelle sitzt der alte Moses Nathanson, unbeweglich den Kopf mit den eisgrauen Haaren, und dem kleinen schwarzen Käppchen gesenkt, die Augen geschlossen. Er scheint zu schlafen, doch dem ist nicht so. Er ist vollständig wach und hell zieht an seinem Geiste die Vergangenheit vorüber, die er in der Erinnerung so lange — lange Jahre festgehalten und nun mit ungewöhnlicher Willenskraft wachgerufen. Endlich greift die Hand wieder nach dem vor ihm auf dem Tische liegenden Kaufvertrag, die Augenlider heben sich langsam und die Lippen beginnen leise einzelne Worte zu murmeln, die bald zu zusammenhängenden Reden werden.

„Lange Jahre habe ich warten müssen,“ — so tönt es leise, fast unhörbar — „und nun, nahe dem Ziele überkommen mich Zweifel und Angst. Das Gold ist

da — es muß noch immer dort geborgen liegen, denn der jetzige Eigenthümer kam als reicher Mann aus der Fremde hier an. — Mein Vater hat das Geschäft gemacht, das viele Gold mit großen Kosten eingewechselt — er hat die Juwelen geschaut, ein ganzes Kästchen voll! — und die Augen sind ihm dabei übergegangen von all' dem Glanz und der Herrlichkeit. Er allein hat dem Gronen über zehntausend Ducaten gebracht und der alte Mann hatte vielleicht ebensoviel daliegen. Mein Vater hat ihn einmal heimlich überrascht, als er seinen Schatz durchwühlte. — Fort war Alles, Gold und Pretiosen, als der Gronen gestorben — in sein Grab hat er den großen Schatz nicht mitnehmen können, in der Kiste hat er ihn auch nicht gelassen und so kann er ihn nur heimlich verborgen haben vor seinem liederlichen Schwiegersohne. Die eiserne Kiste stand offen — die Thüren, welche auf die Galerie in den Hinterbau führten, standen offen, als der Alte starb. — Dorthin hat er sein Geld gebracht — nur dorthin! — und dort muß es heute noch liegen. — Als der Holthoff das Hintergebäude zu Wohnungen ein-

richtete — es war im Sommer 1816 — da hab' ich's erfahren. Die Angst meines Vaters werde ich nie vergessen, die er zeigte, als die fremden Leute in das Hinterhaus der Rose einzogen. Er selbst konnte nicht miethen, denn er hatte ein eigenes Haus, es wäre zu auffallend gewesen und dann hätte der Holthoff einen Juden und noch dazu den Makler seines Schwiegervaters gewiß nicht in sein Haus gelassen! — Es ging nicht und das warf meinen armen Vater auf's Krankenlager — es war sein Tod. Vor seinem Ende sagte er mir Alles; unser Haus sollte ich verkaufen, um Geld und einen Vorwand zu haben, die Rose zu acquiriren, die der Holthoff bald werde lassen müssen. Im Hinterhause würde ich den Schatz finden, gewiß zwanzigtausend Ducaten und Edelsteine, wohl noch einmal so viel werth. Kaum hatte ich den Alten unter die Erde gebracht, da gab's keine Ruhe mehr für mich. Ich that wie geheißen, verkaufte unsere alte Baracke und wartete meine Stunde ab. Nichts entging mir, was in der Rose passirte. Die Leute, welche im Hinterbau wohnten, blieben arm wie die

Eigenthümer. Endlich, es war im Jahre 1822. Da starb der Holthoff und nun mußte die Rose verkauft werden. Ich hatte gearbeitet, gespart und gedarbt und hätte das Haus gekauft, auch wenn es über zehntausend Thaler gekostet haben würde. Die Versteigerung kam heran, ich that das höchste Gebot, zwölftausend Thaler, damals eine große — große Summe und sah mich schon als Herr der Rose an. Da bot der Notar im Auftrag eines Fremden, der sich in H. zur Ruhe setzen wollte, achtzehntausend Thaler und baar sollten sie sofort gezahlt werden. Das gab den Ausschlag. Die vielen Gläubiger drängten, ich konnte die Summe nicht sogleich in Münze hinterlegen und dem van der Meulen wurde die Rose zugeschlagen. Das hätte mich auch bald unter die Erde gebracht, doch ich war jung und konnte warten. Lange Jahre stand das große Haus leer — ganz richtig anno 1829 war's, da erst zog der Holländer ein und heirathete bald darauf die Gertrud, ein armes, verlassenes Ding, die ich wohl gekannt habe. Von dem Augenblick an habe ich van der Meulen und die Seinigen nicht aus den

Augen gelassen. Nichts Ungewöhnliches ereignete sich in dem Hause, noch in der Familie; als reicher Mann kam van der Meulen nach H., und reicher ist er seit jener Zeit nicht geworden, wohl aber ärmer — haha! — und dafür hab' ich redlich gesorgt! Sein sauberer Sohn hat mir schon viele Thaler des Holländers bringen müssen — gerechte Strafe dafür, daß er mir die Rose weggekauft! Doch jetzt ist der Augenblick da. — Der Herr hat meine Arbeit gesegnet und wenn ich auch eben so viel, vielleicht noch mehr besitze, als in dem alten Steinhaufen vergraben — liegt, so will ich doch das Gold der Rose haben — ich muß es vor meinem Ende erlangen, meine alten Augen weiden an dem goldenen Schatz. Ich will — will nicht vergebens vierzig Jahre darum gefreit haben!"

Immer lauter, zischender und mit gierigem Ausdruck hatte der Sinnende die Worte seines seltsamen Selbstgesprächs hervorgestoßen. Jetzt hielt er inne, reckte sich und legte die magern, ausgespreizten Finger erst auf den vor ihm liegenden Kaufvertrag, als ob sie in dem Papier das Haus zur Rose mit seinem

geträumten Schatz umklammern und für immer festhalten wollten. Plötzlich aber zuckte die Gestalt wieder zusammen, das gelbe, faltige Gesicht verzerrte sich und mit einem Ton, der etwas Entsetzliches hatte, keuchte er:

„Und wenn der Schatz nun doch schon gehoben wäre — wenn der alte Holländer darum gewußt hätte?! — Bis heute meiner Sache gewiß, überkommen mich grade jetzt, in dem Augenblick, wo sich der Wunsch meines Lebens verwirklichen soll, Zweifel. Warum kaufte der van der Meulen das Haus und bezog es erst sieben volle Jahre nachher? — Wer ist der Mann überhaupt, — wo kommt er her? Aus Amsterdam hieß es. — Doch, wo war er früher, was hat er vordem getrieben?"

Nun schlug der Erregte sich wider die Stirne.

„Saumseliger Narr!" rief er mit seiner natürlichen Stimme. „Daran hätte ich früher denken können, ein Brief an meinen Commissionär und alten Freund de Vries würde mir dies Alles wohl schon längst gesagt haben."

Dabei schob er mit der Hand den Kaufact bei Seite, nahm einen Bogen Papier und begann hastig zu schreiben. Nach einer Weile war der Brief fertig, jetzt couvertirte er ihn und setzte die Adresse darauf:

„Mynheer de Vries, Koopmann, Amstelstraat.
Amsterdam.“

In diesem Augenblick wurde es draußen lebendig. Laut schallend flog die Straßenthür auf, das Klirren eines Schleppsäbels ertönte in dem Laden, dann eine laute hastige Frage nach dem Banquier und bald darauf stand der junge Officier, Herr Edmund van der Meulen, mit geröthetem Angesicht, glühenden Augen vor Nathanson.

„Her mit dem Papier und dann mit dem Gelde!“ schrie er, seiner Aufregung keine Zügel mehr anlegend. „Die alte Baracke mag zum Teufel gehen, wenn ich nur das Geld erhalte. Die Schandkerle, von denen ich komme, sind noch engherziger als Ihr, Nathanson. Her mit dem Papier, daß ich ein Ende mache.“

Moses Nathanson verzog keine Miene, obgleich er sein altes Herz mächtig schlagen fühlte. Den ferti-

gen Brief bei Seite legend, schlug er den Kaufvertrag auseinander, und die noch nasse Feder dem Officier hinhaltend, deutete er auf die Stelle, wo jener seinen Namen zu schreiben hatte.

Ohne weiter nur einen Blick auf das inhaltschwere Papier zu werfen, das ihn um das werthvolle Haus am Marktplatz bringen mußte, schrieb der junge van der Meulen mit raschem Federzug seinen vollen Namen unter den Vertrag, dabei zwischen den Zähnen knirschend und mit einem Blick voll Hohn und Verachtung auf den Banquier:

„Daß Alles in Ordnung ist, brauche ich wohl nicht zu bezweifeln? — Doch nun das Geld!"

„Das Papier ist rechtskräftig, der Kauf in aller Form abgeschlossen und nun wollen wir abrechnen," entgegnete mit größter Ruhe Moses Nathanson.

Keine Viertelstunde später verließ der Officier das Cabinet des Banquiers und abermals durch die Thür, welche in das Innere des Hauses führte, in seiner Brusttasche verschiedene eingelöste Wechsel, Quittungen seines Gläubigers und ein Capital in

Banknoten von etwa siebentausend und einigen hundert Thalern.

Moses Nathanson aber schloß den vollzogenen Kaufvertrag in seinen feuerfesten Kassenschrank, dabei sinnend und lange nicht so vergnügt als das abgeschlossene Geschäft es durfte vermuthen lassen, murmelnd:

„Und wenn ich nun doch ein schlechtes Geschäft gemacht hätte?“ —

Ende des ersten Bandes.

Druck von Otto Janke in Berlin.